

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 12 (1972)

Artikel: Aus dem Briefwechsel Thomas Mann - Kuno Fiedler. Zweiter Teil
Autor: Wysling, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Briefwechsel

Thomas Mann — Kuno Fiedler

Herausgegeben von Hans Wysling

Zweiter Teil

An Kuno Fiedler

Hotels Windermere, Chicago
Nov. 15. — 1940

Lieber Fiedler,

längst wollte ich Ihnen schreiben, denn ich weiß mich tief in Schulden bei Ihnen. Nun komme ich paradoxer Weise just auf Reisen dazu — in Princeton und Californien wollte es in letzter Zeit garnicht gehen, es gab zuviel Trubel mit den Rettungsgeschäften für die in Europa Gefährdeten und manche private Erschütterung und Inanspruchnahme: Mein Bruder und Golo gelangten glücklich von Süd-Frankreich herüber (mit Hilfe unseres ausgezeichnet arbeitenden Rescue Committees, das mit dem Presidential Committee zusammenarbeitet) und wohnten bei uns. Dann kam auch die arme Moni, die mit ihrem Mann auf der City of Benares gewesen war und ihn in den Wellen verloren hatte. Sie kam mit gelähmten Händen, denn 20 Stunden lang, bevor der Destroyer sie aufnahm, hatte sie sich an den Rand eines Bootes geklammert, das keinen Boden mehr hatte. Es ist eine unglaubliche Geschichte. Von 9 Genossen haben 6 unterwegs aufgegeben, aber sie, das schwache Ding, nicht. — Erika war ein paar Monate in London, nur aus Courage und Passion, und hat das Schlimmste mitgemacht, kam aber auch wohl behalten über Lissabon wieder zurück. So fehlte es die ganze Zeit nicht an Spannungen, Emotionen und Sensationen.

Das größte Ereignis, jetzt zuletzt, war zweifellos die Wiederwahl F.D. R[oosevelt]'s — vielleicht entscheidend für die Zukunft der Welt, — was man denn auch drüben wohl gefühlt haben wird. Ich hatte kaum daran glauben können nach den Nackenschlägen von 7 Jahren, und gewissermaßen fällt das Vorkommnis ja wirklich aus dem Rahmen der Epoche, — der denn doch aber offenbar weiter ist, als man dachte. Das Volk hier hat einen erstaunlich gesunden Instinkt bewiesen, wo doch alles da war, es zu verwirren: eine richtige «Bewegung», ein (persönlich harmloses) Massen-Idol¹ und ungeheuer viel Geld. Ich war selten so bei der Sache. Um Mitternacht, nach dem Wahltag, war der Erfolg so gut wie sicher. Um 1 Uhr ging ich schlafen, stand aber um 5 Uhr schon wieder auf, um mich zu vergewissern. Die Wichtigkeit der Sache ist nicht zu überschätzen. Ich glaube wirklich, daß jetzt alles nur noch eine Frage der Zeit ist — und dafür, daß diese Zeit gewonnen wird, sorgen kaltblütig die bewundernswerten Briten. Sogar auch die Griechen sorgen ja jetzt schon dafür. Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen².

Hier bin ich für zwei lectures in der North-Western und der Chicago University. Zugleich warten wir auf die Entbindung Medi's, die sich verzögert, was aber nach der Versicherung des Arztes kein Grund zur Besorgnis ist. Ist es ein Junge, soll er Christopher Mann Borgese, ist es ein Mädchen, soll sie Angelica heißen³. Wenn Sie den Clipper nehmen wollten, wir würden Sie gern, wie es sich eigentlich gehörte, mit der Taufe betrauen.

Ich arbeite, sobald ich Zeit habe, am Schlußbande des Joseph⁴. «Lotte in Weimar» hat, unter dem Titel «The Beloved returns» hierzulande einen schönen Erfolg – 26000 Exemplare bisher, was für eine Übersetzung sehr viel ist. Bermann bringt jetzt auch in New York einen Neudruck des Originals heraus.

Ich hoffe, Sie sind gesund und fühlen sich leidlich geborgen und unbedroht in Ihrer Höhe. Hoffe ich zuviel? Sorge ist mir natürlich auch nicht fremd, bestünde sie auch nur in dem Gedanken, was aus Ihnen allen dort drüben werden soll, wenn der «Krieg», wie man rechnen muß, 4 bis 5 Jahre dauert. Es ist eine Art von Beruhigung, sich zu sagen, daß auf die Dauer – und es wird dauern – wir hier in einem jetzt noch recht ahnungslosen Lande, auch nicht besser daran sein werden.

Möge dieser Gruß Sie erreichen!

Ihr T. M.

An Kuno Fiedler

Hotels Windermere, Chicago
29. XII. 1940

Lieber Dr. Fiedler,
das war eine liebe, schöne Art wieder von sich hören zu lassen! Die Besprechung¹ ist ausgezeichnet – die erste überhaupt, die ich sah, und wird auch wohl die beste bleiben. Offenbar ist sie unter frischem Eindruck geschrieben, ein kleines Meisterstück von lebendigem Referat und Abbild, sodaß man die Geschichte danach eigentlich garnicht mehr zu lesen braucht.

Eine so sehr notwendige Lektüre ist sie ja gewiß überhaupt nicht. Ich habe sie sozusagen mit der linken Hand und wirklich zu meiner Zerstreung in diesen schweren Zeiten geschrieben. Aber freilich Zerstreung brauchen viele Leute, besonders auch, glaube ich, die Deutschen, zu denen dieser metaphysische Spaß leider noch lange nicht kommen wird. Die englische Roh-Übersetzung ist fertig; sie wird noch überarbeitet und soll im Frühjahr erscheinen. Bis dahin werden dann auch wohl die 1000 deutschen Exemplare eingetroffen sein, die von Schweden unterwegs sind. Bisher ist nur *eines* da, das für schweres Geld mit dem Clipper kam, und das ich bewahre. Ein dummer Druckfehler ist untergelaufen: In dem wagehalsig-sinnlichen Gedicht des Einsiedlers muß es an bestimmter Stelle «entzückt» heißen statt «entsetzt». Nun, «entsetzt» ist ja am Ende auch nicht so schlecht².

Ich kann nicht viel schreiben, nicht weil ich nicht möchte, sondern weil so ein Brief immer gleich zu dick wird. Wir sind wieder für einige Tage hier, zum Besuch unseres zweiten Enkelkindes, der kleinen Angelica Borgese, einer wohlthätigen

Vierwöchigen. Reise und Hotelwohnung sind so bequem u. luxuriös wie es der ungeheure Reichtum dieses Landes gestattet. Der Bequemlichkeitsinstinkt sollte einen wünschen lassen, daß es außerhalb des Krieges bliebe. Aber der Mensch lebt nicht von Bequemlichkeit allein. Immerhin mag die Welle von Verarmung und Dürftigkeit auch uns bald erreichen, soviel wir auch zuzusetzen haben. Der Präsident spricht heute Abend. Der Arme steht im Kreuzfeuer der Telegramme von Interventionisten und Appeasern. Aber ich glaube, er weiß, was er will.

Leben Sie recht wohl! Joseph IV macht gute Fortschritte. Bäcker und Mundschinken sind nicht übel gelungen.

Herzlich Ihr T. M.

An Thomas Mann

St. Antönien, Grb., Schweiz,
am 20. März 1941.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Ich adressiere diesen Brief wieder nach Princeton, obwohl Sie wahrscheinlich schon nach Ihrem neuen Heim in Californien (mit Schwimmbassin!) übergesiedelt sind. Denn die dortige Anschrift kenne ich noch nicht.

Inzwischen habe ich Ihren freundlichen Brief vom 29. Dezember 1940 (aus Chicago, Hotel Windermere) erhalten (am 2. Februar, als Vorfreude auf meinen Geburtstag). Und ich bin beschämt, daß Sie meiner simplen Besprechung Ihrer «Vertauschten Köpfe» darin so liebenswürdig gedenken. Hoffentlich hat sie dazu beigetragen, für das Buch ein bißchen Reklame zu machen.

Zu dem Enkelkind gratuliere ich herzlich. Es scheint ja ein ganz internationales Persönchen zu werden. Ob ich es wohl jemals zu Gesicht bekomme?

Mein Freund Franz Schmidt, der Redaktor der St. Galler «Volksstimme» (in der auch jene Besprechung erschienen ist) hat mir vor einiger Zeit Ihre «Weihnachtsbotschaft* an das deutsche Volk»¹ in Abschrift übermittelt (Abdruck kommt nicht in Frage, – so weit sind wir nun längst), und ich habe meine aufrichtige Freude an ihr gehabt. Gestern sollen Sie, wie ich höre, wieder gesprochen haben, – leider erfuhr ich es zu spät. Wie ich Sie beneide, daß Sie etwas (oder vielmehr: sehr viel) für die gute Sache zu tun imstande sind! Ich wünschte wirklich, ich wäre weniger gebunden.

Daß mein MS von dem German *Life Competition Committee** nicht prämiert worden ist, habe ich Ihnen in meinem Brief vom 12. Januar ja schon geschrieben. Herr Professor Hartshorne hat mir nur – wahrscheinlich aus eigenen Mitteln – einen special prize (sprich: Trostpreis) von 10 Dollars bewilligt. Und das bedeutet doch wohl, daß *jede Aussicht, auf diesem Wege an die Öffentlichkeit zu kommen**, dahin ist. Es ist traurig.

Inzwischen habe ich ein *neues theologisches Buch** «Schrift und Schriftgelehrte»² geschrieben, aber ich kann es nicht einmal «anbieten». Denn abgesehen von der Schärfe

* Text, der von Thomas Mann unterstrichen oder am Rande angestrichen worden ist.

des Tons in manchen Stellen (die sich ja mildern ließen) ist der sachliche Standpunkt so, daß man mich deswegen totschiagen würde. Und ich lege es also wiederum zu den Akten. Das Quadrat Mars-Mond (im Haus der Feinde) und Uranus-Saturn (im Haus der Dienstbarkeit) zu meiner Sonne (im Haus der Religion und der Prozesse) wirkt sich immer noch vernichtend aus. Und ich bin unter diesen Umständen nur froh, daß wenigstens mein Haus des Ranges und der Würden mit Merkur und Venus gut besetzt und von Jupiter (im Aszendenten), aber auch vom Saturn ausgezeichnet bestrahlt ist.

Bitte wundern Sie sich nicht, daß ich wieder *astrologisch** rede! Ich habe jetzt unsern Schweizer Astrologen Fankhauser³ gelesen und finde: es muß etwas «daran» sein. Nach Oskar A. H. Schmitz⁴ (der übrigens ein guter Nazi geworden sein soll, bevor er starb, – als Halbjude!) sind Sie selbst ja unter geradezu glänzenden Auspizien ins Leben eingetreten und werden sich also wohl verpflichtet fühlen, gleichfalls «daran zu glauben». Hoffentlich muß auch Hitler bald einmal «daran glauben» (aber noch in einem engeren Sinne)!

Und damit wären wir ja glücklich wieder bei der sogenannten *großen* Politik angelangt (kleiner könnte sie gewiß nicht sein). Göbbels hat neulich schon verlauten lassen, man werde den ganzen Osten kultivieren, sodaß kein Unterschied mehr zwischen Stamm- und Kolonialland vorhanden sei. Ich habe herzlich darüber lachen müssen. Denn sicher ist diese Gleichschaltung für Nazis ja besonders leicht, und vermutlich brauchen sie dazu im *Osten* gar nicht einmal allzu viel zu verändern.

Und nun ist die Entscheidung schon ziemlich nahe gerückt. Denn das Wetter, sollte ich meinen, könnte Hitler eigentlich nicht mehr lange behindern. Vermutlich wissen Sie also in dem Augenblick, wo Sie dies lesen, bereits einiges, was ich heute, wo ich es schreibe, noch nicht weiß. Aber eines scheint mir doch jetzt schon gewiß: daß den Engländern auch der Gas- und Bazillenkrieg nicht erspart bleiben wird. Sie haben es reichlich verdient, aber leid tun sie einem deswegen doch, – wenn ich sie auch wirklich nicht in dem Maß bedauern kann, wie die meisten es heut tun (man soll, meine ich, vielmehr die bedauern, die dem Unheil zu *wehren* versucht haben und dafür verfolgt worden sind, – aber natürlich: die reuigen Sünder im Stil etwa Rauschnings⁵ stehen der Mehrzahl aus guten Gründen bedeutend näher).

*Im ganzen sind meine Vorahnungen in Bezug auf das Kommende dieselben geblieben: Hitler wird im Orkus verschwinden, aber nicht eber, als bis er die Welt aufs gründlichste bloßgestellt, entlarvt – und dafür zugleich auch noch entsprechend belohnt hat. Eine solche Dummheit wie die, die unsere Zeit auszeichnet, hat tatsächlich ja nahezu etwas Ehrwürdiges und pädagogisch Beispielhaftes.** Sie wächst auch noch immer, soviel ich sehe. Von Zeit zu Zeit entsende ich nämlich von meinem Ararat⁶ aus einen Raben in die Weite. Aber er kommt regelmäßig mit der Botschaft zurück, daß die Flut zu steigen fortfahre. Ich bin noch nie so hochmütig und eingebildet auf mein bißchen Urteilsvermögen gewesen wie jetzt.

Ad vocem Ararat: bei uns fängt es nun auch an, aper zu werden. Der Schnee auf der Sonnenseite unseres Tales wird zusehends weniger. Sogar auf meinem Dache kommt er allmählich ins Schmelzen. Ich merke das vorzüglich daran, daß es wieder in mein Arbeitszimmer zu tropfen beginnt. Überall stehen Eimer und Konserven-

büchsen um mich herum, in denen der Frühling plätschert. Und ich bedaure sehr, daß ich von meinem Vorgänger nicht auch die Kinderbadewanne übernommen habe, die er mir s. Zt. anbot. Sie hätte mir gute Dienste geleistet und würde es jetzt wieder tun.

Ja, das sind so Sorgen. Aber schließlich hat jede Wohnung ihre kleinen Mängel, und wenn man sich rühmen kann, fließendes Wasser in den meisten Zimmern zu haben, ist das ja eher sogar ein Vorzug. Ich möchte wetten, daß Sie in Californien noch nicht entfernt auf diesem Höhepunkt der Zivilisation angelangt sind, – trotz des Schwimmbeckens (um das ich Sie beneide).

Komisch übrigens, zu denken, daß Sie vermutlich gegenwärtig bereits unter Bruthitze zu leiden haben und Ihre Zitronenbäume bald werden schütteln können. Hier gibt es keine Zitronenbäume, – von Palmen ganz zu schweigen. Aber zwanzig Meter höher steht ein Apfelbaum, von dem man erzählt, daß er es fertig bekomme, alle paar Jahre ein paar Kilo Früchte zu tragen.

*Aber etwas anderes fällt mir da gerade noch ein: wissen Sie, daß Adolf Ihre «revolutionären» Bemühungen in einer seiner letzten Reden (er kommt wieder ins Schwatzen, – ein gutes Zeichen) mit großer Empörung erwähnt hat? Möchte diese Nachricht Ihnen nicht den Schlummer rauben!**

Zu dem vierten Band des Joseph meine anhaltenden Glückwünsche! Vergessen Sie ja nicht, zu erwähnen, daß *Joseph ebenfalls Mars und Mond*,* beide übel aspektiert, im 12. Hause (dem Haus der Feinde und bestimmter geschlossener Anstalten) hatte! Ich kenne den Schmerz. (Aber das Haus des Ranges und der Würden – das zehnte – kann auch bei ihm nicht schlecht aspektiert gewesen sein, denke ich).

Herzliche Grüße! Immer der Ihre: K. F.

An Kuno Fiedler

Pacific Palisades, Calif.
740, Amalfi Drive
4. Mai 41

Lieber Dr. Fiedler,
da haben Sie meine neue Adresse, die vorläufige, die aber sicher bis tief in den Herbst gelten wird, denn mit der endgültigen hat es durch unsere Unentschlossenheit noch gute Weile. Wir hatten den Plan des Hausbaus eigentlich schon fallen lassen, weil wir unterm Eindruck der letzten Ereignisse fanden, der Zeitpunkt sei gar zu schlecht dafür gewählt. Bedingungsweise aber, d. h. wenn es gelingt, die Kosten unter einem gewissen Maximum zu halten, sodaß wir wirklich billiger (und dabei sehr viel hübscher) wohnen, als zur Miete, haben wir die Sache eben jetzt, ich weiß nicht warum, an politischer Ermutigung fehlt es ja gänzlich, wenn man nicht den sicher nahe bevorstehenden Eintritt Amerikas in den Krieg als solche nehmen will, wieder aufgenommen, und da der Architekt darauf brennt, für uns zu bauen, so wird Seven Palms House wohl zustande kommen, – das vierte Haus, das wir uns errichten – es gehört viel Vertrauen und leichter Sinn dazu, es nach den Erfahrungen mit den drei anderen noch einmal zu wagen.

Zur Nachricht vor allem: Ihr noch nach Princeton gerichteter Brief vom 20. März ist richtig angekommen. Ich habe mich merkwürdig über ihn gefreut, – weil er aus Europa, aus der Schweiz kam, weil er von Ihnen kam, weil dieser Kontakt noch besteht, – er kann auch noch, vielleicht für Jahre, verloren gehen, denn sichtlich hüllt sich ja die Welt in immer düstereres und unabsehbareres Abenteuer. Ein bischen bedrückend ist es schon, in dieser entlegenen Fremde zu sitzen, so blühend sie ist, und so wenig es an – zum Teil erträglichen – Schicksalsgenossen in ihr fehlt. Aber es war mir von jeher ziemlich gleichgültig, wo ich sass, wenn ich sonst hatte, was ich brauche. Und was heisst Fremde? Die wildeste Fremde ist ja heute doch Deutschland, das Land unserer Väter, und verglichen mit seiner tötlichen Fremdheit wirkt jede Fremde traulich.–

Den 6ten. – Ich wurde unterbrochen. Die nachträgliche Feier des Geburtstags meines Bruders¹, der im März 70 geworden ist, fiel zwischen ein. Sie fand in einem Privathause statt, in rein deutschsprachigem Kreise, – es ist die bequemste, aber nicht immer die angenehmste und nutzbringendste Art von Geselligkeit – viele deutsche Schriftsteller, zum Teil berühmte, wie Döblin, Feuchtwanger, L. Frank, Alfred Neumann, aber auch die Reinharts und Grosse der Movies. Da hatte ich wieder einmal eine deutsche Rede zu halten, die letzte war lange her, und ich hatte ein schamhaftes Gefühl dabei. Ich werde nie ein englischer Schriftsteller werden; man kann den «Joseph» nicht gut auf englisch zu Ende schreiben. Aber Vorträge halte ich tatsächlich lieber auf englisch.

Um auf Ihren Brief zurückzukommen: der 10 Dollar-Trostpreis ist wirklich ein unbefriedigender Ausgang der Sache. Daß es der letzte ist und die Hoffnung auf Veröffentlichung bestattet werden muß, möchte ich noch nicht glauben. Ihr Beitrag wurde doch seinerzeit mit entschiedenem Beifall aufgenommen. Ich muß noch mit Erika, die die Verhältnisse kennt, darüber sprechen. Sie kommt in einigen Tagen. Für «Schrift und Schriftgelehrte» wird die Stunde kommen. Sie sind jung genug, sie abzuwarten. Ich wahrscheinlich nicht, denn wie Adolf ganz richtig sagt: Amerika wird den Krieg verlängern, wobei er so tut, als bedeute das notwendig eben nur «Verlängerung». Für alle Fälle wäre es besser, ich läse Ihr Buch schon im Manuskript. Aber soll ich Ihnen zureden, es herzuschicken? Lassen Sie's lieber, im «Zeichen des Verkehrs», wie Hitlers Vorgänger² sagte, stehen wir augenblicklich nicht gerade, und zuviel geht verloren.

Ich habe keinerlei Anstoß genommen an Ihren Ausflügen ins Astrologische. Der einzige Einwand dagegen ist, daß Hitler daran glaubt. Aber im Grunde glaubt jeder etwas daran, und mein Horoskop gibt mir allen Grund, zu glauben, daß etwas daran ist. Das Josephs ist angeführt, gleich zu Anfang des I. Bandes in der Brunnenszene³. Ich habe ihm mein eigenes zugeschrieben.

Daß das Tier auf mich geschimpft haben soll, hörte ich nur von Ihnen, habe sonst keine Bestätigung der Nachricht. Es wäre ein Beweis, daß meine Sendungen in Deutschland gehört werden. Ich setze sie fort. Anfangs wurden sie nach London gekabelt und von anderen gesprochen. Jetzt spreche ich sie durch das Mikrophon auf Platten, die nach New York geschickt, von dort nach London telephoniert und von

da auf Kurzwellen nach dem Continent gesandt werden. Leider habe ich immer nur 5 Minuten. Das Honorar geht an das British war relief, damit es nicht heiße – –.

Über das Kommende denke ich ungefähr wie Sie. Ich halte die Geschichtsmacherei der Deutschen für eitel, aber natürlich ist eine ungeheuere Revolution im Gang, und selbst die Chamberlain-Männer wußten schon, daß aus diesen Fluten eine völlig veränderte Welt tauchen wird. Warum auch nicht? Besonders gut war die alte nicht, und unter Umständen kann die Welt einen großen Schritt vorwärts tun. Das sehr heftige Widerstreben hierzulande gegen das «involvement», das F. D. R. zu so großer Vorsicht nötigt, kommt nur aus der Angst vor dem Verlassen der gewohnten Wege, des «American way of life», kurz vor dem Schicksal. Und die Stimme der Angst und Dummheit ist eben zugelassen in einer Demokratie. Den Ausschlag geben wird sie nicht. Aber mit einer Menge Sabotage, mit vielmehr als das vorige Mal, muß man rechnen. Es ist ein Welt-Bürgerkrieg, – für dessen Ausgang die Wiederwahl Roosevelts doch wohl entscheidend bleibt. – Wie freilich Europa aussehen wird, wenn der Prozeß lange dauert, was notwendig scheint, und wenn auch die Deutschen die Barbarei zu spüren bekommen, die sie so erfrischend finden, solange sie sie nur anderen zufügen, – das wissen die Götter. Vielleicht wird es buchstäblich eine Wüste sein. Ich glaube nicht mehr, daß ich es wiedersehe. –

Möchten Sie heil davonkommen! Ein Schweinekoben, ein Bäumchen an der Mauer wird sich schon irgendwie wieder finden⁴.
Ihr T. M.

An Kuno Fiedler

Pacific Palisades, California
740 Amalfi Drive, 6. Sept. 41

Lieber Dr. Fiedler,

Ihren vortrefflichen Brief vom 9. Juli, den ich vor einigen Tagen erhielt (Sie bleiben also dabei, den Clipper zu verschmähen?) habe ich nach eigener Lektüre auch im Familienkreise vorgelesen, und dann bestand Golo noch darauf, ihn zu seinem Onkel Heinrich nach Hollywood mitzunehmen, um ihn auch dort zum Besten zu geben. Er hat allgemeinen Beifall gefunden, gescheit, humoristisch und von gesundem Gefühl erfüllt wie er ist, – einer der nettesten Briefe, die ich seit langem bekam. Nur ein französisch geschriebener, von Fern. Lion¹, aus einer ungenannten Stadt des unbesetzten Gebietes, hält den Vergleich aus und ist ihm verwandt. Das ist eben auch ein *Kauz*², und die Käuze, so kamen wir überein, sind immer noch die Besten.

Oh, Adolfs Kriegsproklamation gegen Rußland haben wir seinerzeit schon in extenso zu sehen bekommen. Wir bekommen immer alles zu sehen, allerdings auf englisch, was unvermeidlich eine gewisse Humanisierung bedeutet. Aber immer bei solchen Gelegenheiten, so auch in der Sammlung seiner «Reden», die jetzt erschienen ist (mit historischen Kommentaren; man kann sich nichts Groteskeres denken), wird [immer] hinzugefügt, daß keine Übersetzung von seinem Deutsch eine Vorstellung geben könne. In den Reden sah ich, gegen Ende des Bandes, auch gedruckt, daß das dumme Tier gesagt hat, ich sei nach England (?) und dann nach Amerika gegangen, um den Schlachtfeldern der Revolution, die ich in Deutschland anzufachen suchte, möglichst fern zu sein. Ha, das traf.

Sie brauchen, glaube ich, nicht zu fürchten, daß England und Amerika mit den deutschen Generälen, die Sie so gut charakterisieren, Frieden machen. Das ist ja schon von der anderen Seite her nicht möglich, denn diese ingeniosen Trottel sind mit Hitler viel zu weit durch dick und dünn gegangen, als daß sie nun nicht bis ans äußerste Ende mit ihm gehen müßten. Ebenso das Volk. Es hat zu lange mitgemacht und wird bis ans Ende mitmachen, da es wohl fühlt, daß es nach allem Geschehenen für eine ehrenrettende Revolution schon heute zu spät ist. An eine deutsche Revolution glaube ich längst nicht mehr, obgleich ich in meinen broadcasts zur Kriegssabotage auffordere. Höchstens wird es zuletzt blutig drunter und drüber gehen, wenn die Wut und Verzweiflung rings umher auf Deutschland übergreifen. Diese sind jetzt schon groß und nehmen doch gelegentlich schon heroische Formen an. Die «restlose Verkommenheit» der Franzosen ist mir zweifelhaft; auch Ihnen wird sie nach den gehäuften Attentaten zweifelhaft geworden sein. West-Europa ist meiner Meinung nach psychologisch reif für die Invasion, und wenn Hitler bis zum Frühjahr nicht mit Rußland fertig ist, könnte sie kommen – wäre allerdings wohl ohne amerikanische Hilfe nicht tunlich. Und das ist bedenklich, denn hier bei uns liegt der schwache Punkt, und mit einem manchmal erschreckenden Schein von Recht hofft Hitler auf die Zerrissenheit der amerikanischen Demokratie. Rußland hat seinen Fanatismus, seine revolutionäre Gläubigkeit und England seine stubbornness, aber wir haben nichts als unsere manchmal sehr selbstgerecht sich kundgebende Unlust, zu kämpfen. Ich glaube aber im Grunde, daß die Zwangsläufigkeit der Dinge, die Roosevelts Verbündete ist, stärker sein wird, als alle Umtriebe der Isolationisten und auch als die Angst vor dem «Ruck nach Links», der der Niederlage des Fascismus wohl folgen müßte. Wo immer es Lähmung und Halbherzigkeit gibt, da ist sie gewiß auf die Furcht vor dem Sozialismus zurückzuführen, ohne den es ja doch in Zukunft nicht gehen wird. Der Fascismus soll schon besiegt werden, aber nicht zu sehr; es wäre schon ganz gut, wenn ein bischen davon übrig bliebe – das ist so die Seelenverfassung, eine überall weit verbreitete jedenfalls. Mir soll es recht sein. Mir ist alles recht, selbst Heilige Allianz und christliche Restauration (zumal da nach der moralischen Auflösung all dieser Jahre ein gut Teil restaurativen Geistes wirklich notwendig sein wird) – wenn nur die ekelhafte Creatur, die jetzt eine europäische Flagge «entworfen» hat, aus der Welt gestoßen ist. Metternich war nicht der Schlimmste; mit ihm ließe sich leben, und er würde ja wohl nicht aus Frömmigkeit den «Joseph» verbieten.

Diesem geht es gut, ich danke der Nachfrage. Er ist nicht nur aus dem Gefängnis befreit, sondern auch schon Minister und im Begriffe, Asnath zu heiraten, mit Indulgenz, ein rein ägyptisch Blut. Bald kommen die Brüder und der Alte. Es ist alles sehr komisch und lesenswert, und ein kurioser Tag wird es doch sein, wenn ich das Finis unter dieses Stück Arbeit schreibe, das sovieler Jahre meine Stütze und mein Stab war. Ein ausgefallenes Unternehmen, aber die Menschen haben schon jetzt mehr Freude daran gehabt, als an anderen ausgefallenen Unternehmungen unserer Tage.

Herzlich Ihr *T. M.*

An Kuno Fiedler

Pacific Palisades, California
12. Sept. 1942

Lieber Dr. Fiedler,

es hat mich bedrückt, daß ich Ihnen so lange kein Lebenszeichen geben konnte, aber immer gab es soviel zu tun, mehr als je. «Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen»¹ sagt Goethe. Es ist merkwürdig, wie christlich er sich oft ausdrückt, – «Prüfung» ist ja ein ausgesprochen christlicher terminus. – Und damit wären wir denn ja auch schon beim Gegenstande, nämlich bei Ihrem *Buch*. Sie hatten Zweifel, ob es mich je erreichen werde, und, wie gesagt, es tut mir leid, daß ich diese Zweifel durch mein langes Schweigen nähren mußte. «Schrift und Schriftgelehrte»² ist aber schon seit vielen Wochen in meinen Händen, und was *ich* bezweifle ist, daß Sie einen aufmerksameren und empfänglicheren Leser gehabt, als ich es war. Ich war sehr interessiert, sehr angetan und hatte den Eindruck eines mutigen, seiner gesunden Vernunft frohen und zeitwichtigen Werkes, dessen Erscheinen in der Schweiz diesem Lande zur Ehre gereicht und es wieder als die Insel kennzeichnet, wo die Freiheit den Kopf noch einigermaßen hoch tragen darf und der Wahrheit sogar noch die Möglichkeit zur Offensive gegeben ist. Auch ein sehr lustiges Buch ist es in manchen Teilen. Ich mache mich anheischig, daraus vorzulesen, wie ich der Familie und Ihnen damals in unserem Küsnachter Wohnzimmer den «Omnibus-Führer»³ vorlas, und Sie alle damit zum lauten Lachen zu bringen. Daß das als Compliment gemeint ist, muß ich wohl nicht beteuern. Es gibt in meinem Munde beinahe kein größeres, und immer habe ich den größten Wert darauf gelegt, daß bei meinen Büchern gelacht werde, vor allem beim Joseph, – an den ich natürlich immer denken mußte, wenn bei Ihnen von den vorder-asiatischen mythologischen Einschlügen im Christentum die Rede ist, die Sie so sehr verdammen, die aber das Christentum, als es sich als «richtige», honorige Religion konstituierte, offenbar nicht entbehren zu können meinte⁴.

Den Punkt, wo ich dissentiere, können Sie sich denken. Es ist Niemöller⁵ und sein Märtyrertum, dem man für mein Gefühl bei jeder Kritik der protestantischen Kirche und ihres Verhaltens eine tiefe Reverenz schuldig ist. Da ist doch Einer im vollen Bewußtsein dessen, was ihm bevorstand, den Weg des Kreuzes gegangen, wie wohl seit Jahrhunderten keiner mehr, und es so hinzustellen, als ob durch die «Politik» der Nazis gegen die Kirchen «die Religion in keiner Weise angetastet» sei (S. 151), ist die Aufstellung eines etwas zu hitzigen Omnibus-Führers.

Ich glaube, daß Sie sich mit hiesigen christlichen Sozialisten, wie Paul Tillich⁶, gut vertragen würden. «Religion – gerichtet auf Umwandlung des Lebens und der Wirklichkeit mit Hilfe und im Sinne göttlicher Kräfte» (ein Kernsatz Ihres Buches)⁷, das ist ja wohl christlicher Sozialismus, oder allgemein religiöser Sozialismus, oder, nach einem mir lieberem Ausdruck, die Religion des heiligen Geistes, die aber freilich immer nur Religiosität sein kann und nicht positive Religion. Ich hatte darüber kürzlich eine Korrespondenz⁸ mit meinem Schwiegersohn, G. A. Borgese, einem frommen Mann, aber leidenschaftlichem Gegner von Papsttum und Kirche, überzeugt, daß die kommende Revolution in Italien vor allem dem Vatikan gelten wird.

Mir wäre, schrieb ich ihm ungefähr, eine Religiosität durchaus recht und angemessen, die das über-biologische Wesen des Menschen anerkennt, im Menschen den Punkt sieht, wo die Natur ins Transcendente, Geistige mündet, seine Verpflichtung auf das Absolute proklamiert und ihn anhält, nach Vollkommenheit, d. h. Vervollkommnung, zu streben, – eine humanistische Religiosität also, oder ein religiöser Humanismus, dem die Ehrfurcht vor dem Rätsel und der Würde zum Grunde liegt. Wenn etwa Roosevelt hier von «Religion» spricht, so meint er im Grunde nichts anderes: sozialen Fortschritt im Zeichen der Gottesfurcht, Achtung vor dem Individuum und was man hier «mercy» nennt, Erbarmen, Güte. Wie gesagt, mir würde das vollkommen Genüge tun, für mich ist es «Moses und die Propheten»⁹. Aber kommt die Masse der Menschen damit aus? Würde diese abstrakte, ich möchte beinahe sagen: primitive Religiosität genügen, das Ur-Böse in Schach zu halten? Die positiven Religionen haben das auch nicht gekonnt, werden Sie sagen. Immerhin, das Bedürfnis nach Form und mythischer Bindung ist stark im Menschen, und sobald das Religiöse sich als positive, gegen andere Bekenntnisse bestimmt, ja militant abgegrenzte Religion etabliert, stellt alles sich wieder ein: Theologie, Mythologie, Orthodoxie, ein Dogmensystem, an das das Heil gebunden ist, sogar kirchliche Machtpolitik (denn Religion und Politik sind nicht zu trennen), und wir sind wieder am gleichen Fleck.

Sie werden nicht glauben, daß ich reaktionäre Wünsche äußere. Ich äußere nur menschliche Befürchtungen. Ihr Buch als Ganzes ist vorzüglich und eingegeben von dem Gehorsam gegen das Gebot der Weltstunde, der für mich das A und O aller Religiosität ist. Gerade habe ich einen Vortrag über «Joseph und seine Brüder», die ganzen vier Bände, ausgearbeitet, den ich im November in der Library of Congress, Washington, vor geladenem Publikum halten soll¹⁰. Da gestehe ich, daß ich nie gewußt habe, ob ich mich einen religiösen Menschen nennen darf. Ich bin es höchstens dann, wenn Religiosität wesentlich *Aufmerksamkeit* und *Gehorsam* ist: Aufmerksamkeit auf innere Veränderungen der Welt, auf den Wechsel im Bilde der Wahrheit und des Rechten; Gehorsam, der nicht säumt, Leben und Wirklichkeit diesen Veränderungen anzupassen und so dem Geiste gerecht zu werden. In Sünde leben heißt gegen den Geist leben, aus Unaufmerksamkeit und Ungehorsam im «Überständigen» leben. Nun, in *der* Sünde hat die Menschheit sich ausgiebig gesuhlt und zahlt nun dafür.

Ich darf diesen Brief nicht weiter beschweren. Leben Sie wohl!

Ihr T. M.

An Thomas Mann

St. Antönien, Schweiz,
am 20. September 1942.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Es ging mir sehr schlecht diesen ganzen Sommer hindurch, und so ist Ihr freundlicher Brief mit dem Poststempel vom 4. Juni 1942, den ich am 1. August erhalten habe, unbeabsichtigt lange liegen geblieben. Inzwischen aber haben Sie sich vielleicht schon an einem weiteren von meiner Hand, den ich am 12. Juni mit dem Clipper geschickt habe, erbaut.

Erbaut, sage ich. Aber das ist natürlich blutige Ironie. Denn er war ganz ähnlich gehalten wie der vom 10. April, der Ihr amerikanisches Nationalgefühl so schwer verletzt hat. Am Ende hat die Zensur ihn Ihnen erspart. Daß Sie den früheren durchgelassen hat, bin ich ohne weiteres bereit, als ein gutes und tröstliches Zeichen anzusehen, – wie meine Kritik denn auch eigentlich mehr der tiefen Besorgnis um das Schicksal der Vereinigten Staaten als irgend einer grundsätzlichen Abneigung gegen sie entstammt. Wie könnte man in unserer Lage denn überhaupt zu solcher Abneigung gelangen! Man hat sich ja liebend gern entschlossen, sogar die Russen in sein Gebet einzuschließen. Und die sind doch sicher noch ein wenig zweifelhaftere Gesellen!

Also, nicht wahr: darüber sind wir uns einig, daß auf Amerika heut ein großer Teil unserer *Hoffnung* beruht. Aber geben Sie Ihrerseits zu, daß man sich seit Jahren immer wieder an den Kopf gegriffen hat, wenn man von neuen Verrücktheiten der sogenannten amerikanischen Mentalität – aber es war in Wirklichkeit das Gegenteil von Mentalität – erfuhr. Nun, diese Verrücktheiten sind gebüßt worden, wie es nicht anders sein konnte. Aber es wäre doch falsch, ihre Quelle nicht zu verstopfen. Denn wer weiß, was sie sonst noch zutage fördert. Und Sie können unmöglich in Abrede stellen, daß der amerikanische Feminismus (der ja geschichtlich durchaus verständlich ist) auch in Zukunft ein Gefahrenherd erster Güte bleibt.

Dabei bin ich mir sehr klar darüber, daß der Amerikaner in gewisser Hinsicht so «viril» wie nur möglich ist. Das ist ja geradezu sogar die Voraussetzung seines Feminismus. Aber «viril» kann eben unter Umständen noch ein wenig mehr bedeuten als bloße Männlichkeit, und bei diesem «Mehr» beginnt mein Zweifel. Sie haben nichts gesagt, um ihn zu beheben. Denn Sie selber teilen ihn.

Und hinwiederum teile *ich* Ihre schweren Bedenken gegenüber der deutschen Art des Virilismus. Ich glaube zwar, daß Sie eine Kleinigkeit übertreiben, wenn Sie meinen, daß «der» Deutsche in jedem fetten blonden Mann einen Gegenstand seiner erotischen Wünsche erblicke, aber daß eine starke homoerotische Komponente im Deutschen vorhanden ist, weiß ich schon auch. Es kommt nur darauf an, wie sie sich auswirkt. Und das ist einfach Sache der Erziehung. Daß sie zum Bösen mißbraucht und zu einer naturwidrigen Verbindung mit sadistischer Grausamkeit gezwungen werden kann, ist richtig. Aber lieber Gott: wer hat sie denn zum Guten zu erziehen gesucht? Kein Mensch. Sondern im Gegenteil: geradezu mit Fleiß hat man sie diffamiert, unterdrückt, deklassiert. Und dafür erfolgt nun eben die Quittung. Können Sie sagen, daß sie unverdient ist? Alles Natürliche ist wertneutral, aber wenn man es nicht pflegt, entartet und verelendet es. Und wenn man sich gar erlaubt, zu dekretieren, daß dies und jenes *nicht* natürlich sei, dann hat die Natur eine besonders bösertige Ironie, um sich immer wieder in gebührende Erinnerung zu bringen. Mit Recht!

Was Sie wahrscheinlich nicht wissen, ist übrigens dies, daß Hitler im Punkt des Eros mit teuflischer Absicht auf zwei Achseln trägt. Er verfolgt ihn, soweit das «Bürgertum», oder, wie er sagt: «die geschichtslose Masse» in Betracht kommt, und er macht ihn zum Erziehungsgrundsatz, soweit es sich um die sogenannte «Führer-

schicht» handelt. Das ist gar nicht dumm, und man sollte doch seine hochmütige Überlegenheit ein wenig beiseitesetzen, um dem einen Augenblick des Nachdenkens zu widmen.

Nun genug davon, – ich weiß ohnehin, daß Ihre Opposition gegen meine Kritik nicht gar so ernsthaft zu nehmen ist, und wenn ich Ihre Taktik verstehe, werden Sie wohl auch meinen *Mangel* an Taktik zu würdigen imstande sein.

Ich habe mich gefreut, zu hören, daß Ihr Joseph – damals! – schon im letzten Viertel stand. Aber ich fürchte freilich, daß der Schluß Ihnen noch allerlei Nüsse zu knacken aufgeben wird. Nun, vielleicht *sind* sie geknackt, wenn dieser Brief Sie erreicht.

Gottseidank: es sind inzwischen auch andere Nüsse geknackt worden, und das Ende des Krieges zeichnet sich bereits am Horizont ab. Aber es ist wohl sicher, daß Hitler gerade, wenn er sieht, daß die Sache schief geht, noch in aller Eile einige ausgesuchte Nichtswürdigkeiten ins Werk setzen wird, – schon damit man für ein paar Jahre nicht vergißt, an ihn zurückzudenken. Und die Schweiz halte ich da für vornehmlich gefährdet.

Allein auch ganz abgesehen davon: was sagen Sie dazu, daß das Gerücht umgeht, die etwa eine Million erschossener Juden und Polen seien in erster Linie zum Zweck «industrieller Verwertung» abgeschlachtet worden und demselben Zweck dienten auch die im besetzten Frankreich erjagten Unglücklichen? Ich kann es noch immer nicht glauben. Aber wenn ich mich frage, wie man denn beispielsweise jene 58 Tausend in Kiew auf einmal «erledigten» Juden (von denen ein deutscher Grenzwachter mir berichtete) habe begraben wollen, so werde ich schwankend. Nichts ist unmöglich, wenn das vorhergegangen ist, was verbürgt ist.

Ich will froh sein, wenn ich noch lebend aus diesem Wust von Jammer und Erbärmlichkeit herauskomme. Meine Kräfte nehmen immer schneller ab, – obwohl ich dieses Jahr in mancher Hinsicht sehr glücklich gewesen bin. Aber ich vertrage eben das Glück, oder ich vertrage doch seine Folgen nicht mehr. Ich müßte mich pflegen dürfen, aber das kann ich nicht. Und so geht es denn in beschleunigtem Tempo dem Ende zu, – auch ohne die meinem Aufenthaltsland drohenden Gefahren. Ich hätte gern noch das Buch über die Dummheit geschrieben, das mich schon so lange beschäftigt, aber es wird wohl nicht mehr werden. Ich kann es mir wenigstens nicht denken.

Daß «Schrift und Schriftgelehrte» im ganzen gut gewirkt haben und «geschluckt» worden sind, habe ich Ihnen wohl schon geschrieben. Ich hatte es nicht erwartet. Haben Sie das Buch erhalten? Ich wäre neugierig, Ihr Urteil zu hören (die virilen Amerikaner würden mich auf Grund meiner Thesen wahrscheinlich lynchen).

Anbei ein Bild meines Tommy! Er und ich grüßen Sie herzlichst.

Ihr *Kuno Fiedler*

An Kuno Fiedler

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
20. Aug. 45

Lieber Dr. Fiedler,

Sie haben mir einen sehr charmanten, durchtriebenen Geburtstagsbrief geschrieben, der mit dem inliegenden Bildchen eines geistlich-geistreich blickenden älteren Herrn in schönster physiognomischer Harmonie stand. Vielen Dank! Und verzeihen Sie die verspätete Reaktion! Ich habe meinen Geburtstag auf Reisen verbracht, den Tag selbst in New York, wo wir uns ein paar Wochen aufhielten; Washington und Chicago waren andere Stationen. Es war ein rechter Trubel von Blumen, Worten, Menschen, und als Korrespondent verfiel ich, wie schon ein paar mal im Leben, einfach dem Bankrott. Es war nicht zu machen, – besonders da ich, kaum hier wieder eingelaufen, eine kurzfristige Termin-Arbeit zu leisten hatte: die Einleitung zu einer englischen Ausgabe von Dostojewsky's kleineren Romanen¹. Sie ist, wie das bei mir zu sein pflegt, so gut wie der unterwegs gehaltene Vortrag «Germany and the Germans»², ein essayistischer Ableger des laufenden «Hauptgeschäfts» geworden, also des musikalischen Faust-Romans, den ich nun schon seit Mai 43 vor mir her wälze, – eine implikationenreiche Sache, schwierig, meinen Jahren vielleicht nicht mehr ganz angemessen.

Nun bin ich also siebzig und schon ein Stückchen mehr. Wer hätte gedacht, daß man es so weit bringen würde! Aber da ist ja so manches auch sonst, was man nie gedacht hätte. Sind 70 eigentlich schon ausgesprochenes Greisenalter? Wenn man so weit ist, möchte man es leugnen. J. W. von Goethe verliebte sich ja noch leidenschaftlich in diesem Alter und wollte partout heiraten, ließ sich auch vom Arzt die Berechtigung dazu bescheinigen, eine groteske Idee. Aber eine Andeutung der Ulrike-Geschichte³ habe auch ich unter der Hand zu verzeichnen – zur lächelnden Befriedigung meines Sinnes fürs Mythische. Es war in Lake Mohonk, in den felsigen und waldigen Vorhügeln der Adirondacks, wo wir uns «zwischen den Schlachten» im Juni 10 Tage ausruhten. Da war ein junges Mädchen, 16jährig, Cynthia mit Namen, Tochter einer Industriellen-Familie in Connecticut, ein reizendes Kind, lipstick-Engel mit schiefen Augen, von der unermeßlichen amerikanischen Naivität und Kulturbegierde, glühende «Verehrerin», traumhaft glücklich, mit mir zusammen zu sein, beim Kurkonzert neben mir zu sitzen (was die Mama eingerichtet hatte). Kurzum, es wurde etwas wie ein früher und später flirt daraus. Ich sagte ihr: «You like my books and I like *you*, that's how it is between us.» Aber sie gab zu verstehen, daß ja unwillkürlich auch für den Verfasser dabei etwas abfiele. Ich sagte beim Abschied: «Goodbye, Cynthia! I never shall forget you. It was always a pleasure to look at you.» – «Oh – really??!» Unendliche Verschämtheit – und ein in den College-Alltag mitzunehmender ungeheurerer Stolz. Kurz, es war lieb und schön. Ich werde sie wirklich niemals vergessen, und bei dem großen dinner nachher in New York zu meinen Ehren im Waldorf-Astoria, bei dem Secretary of the Interior Ickes und Felix Frankfurter vom Supreme Court und der spanische Minister Negrin und andere

sprachen, saß der Gedanke an Cynthia «smiling to my heart», wie es im Hamlet⁴ heißt.

Sie sehen, ich wußte Ihnen für das Vergnügen Ihres Briefes nicht besser zu danken, als indem ich Ihnen – und Ihnen allein – diese Torheiten anvertraute.

Wie finden Sie es, daß man mich aus Deutschland (Berliner Radio, Presse-Artikel) zur *Rückkehr* ermahnt? Ich finde es, das Wenigste zu sagen, unbillig. Sollen diese 12 Jahre ein Spaß gewesen sein?

Ihr *Thomas Mann*

An Kuno Fiedler

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
5. Febr. 1948

Lieber Dr. Fiedler,
für Ihren Brief vom 25. Januar, mit dem Sie mich über Ihren Gesundheitszustand doch eigentlich eher beruhigten, (es handelt oder handelte sich offenbar um eine nur zu wohl begründete, aber vorübergehende Erschöpfung) muß ich Ihnen doch gleich wieder danken, besonders da die Erkenntlichkeit hinzukommt für die kritische Mühe, die Sie sich mit dem Faustus gegeben haben. Ich warte die Besprechung in der «Volksstimme»¹ nicht ab, um Ihnen diese Erkenntlichkeit auszusprechen. Das Buch, sonderbar zu sagen und im Gegensatz zu allen früheren, deren ich immer sterbensmüde war, wenn ich sie hinter mir hatte, ist mir in fast ungehöriger Weise am Herzen liegen geblieben, sodaß ich noch kaum an anderes denken kann und immer noch mit der Erregung, die ihm nun einmal zugehört, auf sein Echo lausche. Jedes verständige Wort darüber ist mir brennend interessant, so auch Ihres.

Was Sie im Grunde *gegen* das Buch haben (neben dem, was Sie dafür haben) glaube ich zu sehen. Es ist Ihnen zu deutsch, sogar zu pro-deutsch, und das kann ich verstehen, teile auch selbst manchmal das Gefühl und fürchte dann, gewissen üblen pro-deutschen Tendenzen damit geschmeichelt zu haben. Manche Ausbrüche des Enthusiasmus sind mir in diesem Sinn etwas unheimlich, und ich bin mehr als halb bereit, dem jüdischen Kritiker (er nannte den Roman übrigens «ein Wunderwerk der deutschen Literatur») recht zu geben, der im New Yorker «Aufbau» schrieb², Adrian schillere etwas faschistisch und das Dritte Reich etwas genialisch, und das Buch entgehe nicht ganz der Gefahr, dieses noch nachträglich mit einem Leverkühn zu beschenken. Das hat etwas für sich und entspricht gewiß Ihren Empfindungen. Aber so ist es nun einmal, und diese Gefahr muß mit sovielen anderen des aufgewühlten und vielschichtigen Werkes in Kauf genommen werden. Es ist das seelische Bild der Epoche, dazu ein Lebensbuch von fast wilder Direktheit, das Literarische hinter sich lassend, abschüttelnd selbst, wie es einmal darin heißt, den Schein der Kunst, – bei aller Übertragenheit wunde biographische *Wirklichkeit*. Eine sehr unheimliche Wirklichkeit, wie eben das geradezu Menschliche unheimlich ist. Aber die Wirkung, die es übt, die Faszination, von der Sie sprechen, kommt eben daher, und sie ist stärker als jede, die von meinen früheren Büchern ausging. Diese haben allerlei

Wirkung getan, aber zum ersten Mal sehe ich *Tränen* in den Augen meiner Leser. Sollten die Ihren ganz trocken geblieben sein beim Tode des Gotteskindes und bei Adrians letzter Beichte? Es ist doch ein religiöses Buch!, obgleich da einer ist, der in der Theologie nur den Teufel noch sucht und findet.

Übrigens schrieb jener Kritiker auch, ich hätte den ungoethischsten aller Fauste gedichtet, – was ich richtig finde. Mein Komponist steht dem Faust des Volksbuches viel näher als dem Goethe's mit seinem weltmännischen Teufel, und Citate aus dem klassischen Faust sprechen nicht gegen meine Titelwahl, – die keine war; das Buch, wie es ist, konnte nicht anders heißen. Verschließt denn auch mein armer Beschwörer sich den Schmerzen? Kalt nennt er selbst sich – die «Kälte» ist ja ein durch den ganzen Roman sich ziehender teufelsmotivischer Begriff. Auch «unliebenswürdig» mögen Sie ihn nennen, obgleich das Wort aus zu kleinem, gemütlichen kritischen Bereiche stammt. Aber ein notenschreibender Theoretiker und ein *Snob* –? Dieser Büber und Märtyrer?

Ein Märtyrer war auch Nietzsche, und das Buch ist selbstverständlich ein Nietzsche-Roman, deutlich angelehnt an die Krankheitstragödie der armen, großen Seele, von der man auch nicht sagen kann, ob sie gerichtet oder gerettet ist nach all den Greueln, zu denen sie sich verstiegen und zu denen sie die Epoche angespornt hat. Aber hier wieder: Das Sündendasein und das vom Teufel Geholt werden ist in Parallele gestellt zum deutschen Rausch und zum deutschen Kollaps, und das ist es, was Sie ärgert und womit ich mir wahrscheinlich unwillkommene Freunde mache. Es läuft auf die gefährliche Creation eines neuen deutschen Mythos hinaus. Ich habe es nicht gewollt und habe es doch wohl wollen müssen.

Es ist, in jeder Beziehung, ein exzeptioneller seelischer Fall von einem Buch. Die «Volksstimme» wird wohl nicht ganz damit fertig werden.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

«Kritik der reinen Unvernunft»³ ist ein bewundernswerter Titel. Jeder sieht: es ist genau das Buch, das heute geschrieben werden muß, und es wird schlagend sein.

An Thomas Mann

St. Antönien, Grb., Schweiz,
am 12. Febr. 1948.

Hochverehrter, lieber Herr Doktor!

Gestern abend ist nun – trotz Schneeverwehungen und Lawinengefahr – das Buch mit der «kauzigen» Widmung¹ in meinen Besitz gelangt. Ich bin sehr gerührt und danke Ihnen vielmals. Gleichzeitig kam auch meine Besprechung in der «Volksstimme», – sie steckt so voll ehrerbietiger Opposition, daß ich unwillkürlich lachen mußte, als ich sie wieder las. Hoffentlich können Sie es auch. Denn was ich gegen das Buch habe, geht Sie im Grunde ja gar nichts an. Es kommt von einer Seite, die den Künstler in Ihnen überhaupt nicht trifft noch treffen *kann*.

Und deshalb hat mich auch Ihr freundlicher Brief vom 5. d. M. recht eigentlich beschämt. Ich glaube, Sie legen zuviel Wert auf mein Urteil, und Sie sollten sich gerade in diesem Falle mit den restlos bewundernden Stimmen genug sein lassen, an denen es ja bei einem so gegenwartsnahen Werk am wenigsten fehlen kann.

Natürlich bin auch ich nicht blind für die großen Vorzüge des Werkes. Ich habe es wirklich mit einer fast ängstlichen Spannung genossen, und es trifft durchaus zu, wenn ich meine Besprechung dahin zusammenfasse, daß die Bejahung die Verneinung hier bei weitem überwiegt, – auch bei mir.

Trotzdem kann ich meine grundsätzlichen Einwände nicht aufgeben, und ich halte es nach sorgfältiger Überlegung für das Richtigste, sie Ihnen mit allen Hintergründen einmal aufzudecken. Sie werden dann selber wissen, was Sie damit anzufangen haben. Und es ist – meiner kühnen Überzeugung nach – gar nicht ausgeschlossen, daß ich Ihnen damit *nütze*. Schildknappen und Schwertfeger haben Sie mehr als hinreichend in Ihrer Nähe, – lassen Sie mich den *advocatus diaboli* spielen! Denn der fehlt in Ihrer Reihe («Du magst auch da nur frei erscheinen, Ich habe deinesgleichen nie gehaßt...»)².

Zunächst: es ist *nicht* so, daß ich das Buch zu deutschfreundlich fände und von ihm einen neuen nationalistischen Mythos befürchtete. Denn mißbraucht werden kann natürlich alles. Nein, ich fühle mich umgekehrt eher in meinem – immer noch vorhandenen – Deutschtum «gestoßen» (wie man hier sagt). Denn der «Faust» ist mir etwas für die deutsche Seele Kennzeichnendes und Wichtiges. Und ihn finde ich hier auf eine für mich schwer erträgliche Weise mißdeutet und literarisiert. Dabei aber habe ich selbstverständlich nicht nur den Goethe'schen Faust, sondern auch den des Volksbuchs im Auge, den Goethe in seiner eigentlich genialischen Zeit (aber freilich *nur* da, – d. h. bis zur Hexenküche) durchaus richtig verstanden hat, – es ist eine ganz einmalige Leistung und gerade bei einem Dichter ein unerhörter Glücksfall.

Faust ist kein «Schaffender», ja er ist nicht einmal ein «geistiger Mensch» («Mir ekelt lang vor allem Wissen»)³. Er bildet sich nicht ein, er «könnte was lehren, Die Menschen zu bessern und zu bekehren»⁴. Dafür will er «erkennen, was die Welt Im Innersten zusammenhält»⁵. Aber gegen die üblichen Methoden der Forschung, die dahin zu führen vorgeben, hat er – mit Recht – ein tiefes Mißtrauen. Er will der Wahrheit, wie man heute sagt, auf «existentielle» Weise näherkommen. Und dazu gehört die Hingabe des *ganzen* Menschen.

Das aber heißt im Grunde: er ist nicht nur ein Zweifelnder, sondern ein *Verzweifelnder*. Und er verzweifelt nicht nur an der Wissenschaft oder der Kunst, sondern er verzweifelt am Leben selber, d. h. an seinem Sinn und seinem Recht. Das aber ist das Kennzeichen des *religiösen* Menschen (er ist nicht umsonst ein Zeitgenosse Luthers gewesen). Denn Religion beginnt immer mit der Verzweiflung am Leben selber.

Nun sagen Sie freilich: auch Ihr Buch sei ein religiöses Buch. Aber ich kann Ihnen da nicht beipflichten. Es *sollte* ein religiöses Buch sein, *ist* es jedoch nicht (man sieht das schon an den Nebenfiguren, die ja irgendwie das religiöse Hauptthema zu variieren hätten). Es ist nicht einmal theologisch. Denn was Ihr sonst so gescheiter «Humanist» da von S. 140 an über das Verhältnis von Orthodoxie und Liberalismus sagt⁶, stimmt nicht. Der Liberalismus ist nicht «verblaßte» Theologie (S. 144)⁷, sondern die Orthodoxie ist materialistisch vergrößerte Theologie. Denn die großen Religiösen haben auf ihre Zeitgenossen immer «liberal» gewirkt (was sie natürlich

aber ebenfalls nicht waren). Und mit vollem Grunde erklärt auf S. 142 Mitte⁸ ja auch Ihr Humanist, daß sogar der Rationalismus auf einen Fehler der *Orthodoxie* zurückgehe.

Aber lassen wir das dahingestellt! «Religiös» ist das Buch im Sinn der heut üblichen Vorstellung von Religion. Hingegen ist es areligiös oder, wie ich lieber sagen würde: unmetaphysisch im Sinne dessen, was je und je an echter Religion ans Tageslicht getreten ist. Und das ist gar kein Wunder.

Ein Künstler kann – und darf – gar nicht religiös sein. Sondern er muß das Leben eigentlich von Grund seines Herzens lieben. Ich gebe zu, daß Sie das nicht ohne weiteres tun, sondern nur mit allerlei Einschränkungen und Vorbehalten. Und das macht Sie in der Tat zu einem Sonderfall (mehr noch als Hermann Hesse, der Ihnen darin aber doch auf gewisse Weise ähnelt). Es stellt Sie vor jene Werkproblematik, der Ihr Held auf S. 209 (und vorher schon, glaube ich) so erschütternden Ausdruck verleiht⁹, die es aber nur für Sie und Ihresgleichen gibt («Und rings herum ist frische, grüne Weide»)¹⁰. Ich persönlich liebe Sie darum und habe Sie immer darum geliebt. Und ich wüßte auch nicht zu sagen, ob ich Sie mehr lieben würde, wenn Sie *noch* religiöser und «sentimentalischer» wären. Denn dann würden Sie vermutlich überhaupt nichts mehr schreiben. Und das würde ich doch sehr bedauern.

Das Merkwürdige an Ihrem neuen Werk ist nun das, daß Sie in ihm nicht nur die Grenze *Ihrer* Möglichkeiten, sondern die der Kunst überhaupt schon überschritten haben. Sie haben es nicht überall getan, aber doch im Ganzen (auch Goethe hat ja seinen religiösen Titanismus im Faust nicht durchhalten können, sondern sich dann lieber in die Wiedergabe einer rührenden Liebesgeschichte gestürzt). «Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt»¹¹. (Aber er sitzt immer zwischen mindestens zwei Stühlen).

Ich muß es dabei bewenden lassen und hoffe nur, daß Sie es als Erklärung (und vielleicht sogar Entschuldigung) für mein «Dreikreuzschlag» gelten lassen. Aber ich will Ihnen doch einmal ganz kurz, damit Sie sehen, wo ich stehe (*theoretisch* stehe), meine religiöse Grundüberzeugung (die gar nichts mit meinem theologischen Liberalismus zu tun hat) in Worte zu fassen versuchen¹²:

«Es gibt nur *ein* religiöses Problem: das Problem, wie das an sich offenbar grausam sinnlose Leben doch einen Sinn *erhalten* könnte.

Es gibt nur *ein* religiöses Ziel: das Ziel, die Absichten der dem Leben einen Sinn gebenden Macht immer besser zu verstehen.

Und es gibt nur *eine* religiöse Pflicht: die Pflicht, der Stimme im eigenen Innern, in der die dem Leben einen Sinn gebende Macht sich äußert, blindlings zu vertrauen und zu gehorchen.»

Dabei wäre höchstens noch hinzuzusetzen, daß die Mittel, dem Leben einen Sinn zu geben, auf niederdrückende Weise wechseln und einander widersprechen, – vom «Nirvana» bis zur «Ewigen Wiederkunft». Und es ist ein wahres Glück, daß man als blosses Individuum keine Verantwortung dafür trägt, sondern sich darauf herausreden kann, auch das rational Gegensätzliche sei einer höheren Synthese fähig, deren wir nur nicht gewahr würden. –

Ich habe mich scheinbar sehr weit von Ihrem Buche entfernt, bin aber doch der Ansicht, nur zur Sache gesprochen zu haben. Denn «Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen»¹³ ist ja im Grunde auch das Lebensmotto Ihres Adrian, – nur daß er als Künstler ihm nicht treu bleiben kann (und wer kann es denn überhaupt? Das frage ich im besonderen Hinblick auf mich).

Nochmals: allerherzlichsten Dank für Ihr Geschenk und für Ihre große Nachsicht! Bitte lassen Sie diese auch der «Besprechung» (die ja nur sehr vordergründig sein konnte) zuteil werden!

Herzlichst Ihr *Kuno Fiedler*

An Kuno Fiedler

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
19. Mai 48

Lieber Dr. Fiedler,

Ihre Sendung an Golo habe ich ihm seinerzeit übergeben. Er kommt 8–14-tägig zum Wochenende von Pomona-College. Er neigt zu einem historischen Konservatismus (auf geistigem Niveau) und kann Kritik von Links wohl brauchen. Sein Buch¹ ist aber zu Recht gelobt worden. Es ist ungewöhnlich gescheit und gut geschrieben und war mir, obgleich ich es auf englisch las, damals auf dem Krankenbett in Chicago eine wirklich fesselnde Lektüre.

Ihre Faustus-Besprechung war ja auch wieder dabei. Schade, schade. Der Anfang ist vorzüglich. Aber dann kommt gleich der Lapsus von der Unmöglichkeit der Zeitblom'schen Existenz in Hitler-Deutschland, – an der ja garnichts Unmögliches ist, da der Mann 1933 sofort resigniert hat und in voller Zurückgezogenheit, als «innerer Emigrant» in seiner Freisinger Klause lebt, während seine Söhne «ihrem Führer» dienen. An Ihren Fall habe ich nicht einen Augenblick gedacht. Nur Sie haben das getan, um einige kausische Koketterie spielen zu lassen, über die Sie dann beim Wiederlesen recht lachen konnten. Worauf ich nur sagen kann, daß bei gewissen Gelegenheiten nicht gut lachen ist.

Wer hätte gedacht, daß gerade Sie vor diesem Buch so völlig versagen würden – beziehungsweise das Buch vor Ihnen? In einer deutschen Broschüre² über den Roman wird das fast völlige Fehlen der Ironie darin erörtert, und dann heißt es: «Dieses Buch ist ja T. M.s allerpersönlichstes, es ist persönlicher, privater, intimer als sein ganzes übriges Werk; hier schließt er Kammern in sich auf, von denen man wohl ahnte, daß sie existieren, von denen man aber nicht einmal gewiß war, daß sie Türen haben. In einer dieser Kammern ist sein Herz. Man spürt es die ganze Zeit durch die dünne Scheidewand klopfen. Und unerwartet und lautlos, kurz ehe der Vorhang über der Erzählung fällt, öffnet sich die Tür.»

Sie mögen sich lustig machen über das Bild, aber nicht darauf kommt es an, sondern auf das Gefühl, – von dem man bei Ihren trockenen Gegenerinnerungen über Musik, Deutschland, Leverkühns unbewiesenes Genie nicht einen Hauch verspürt. Natürlich ist Adrian kein Genie, sondern ein äußerst hochmütiger Geist, der sich der Kunst *schämt* und den Teufel braucht, um überhaupt etwas hervorzubringen. Was er aber an

osmotischen Gewächsen hervorbringt, ist wenigstens mit einer in keiner Literatur schon versuchten Exaktheit dargestellt. Immer wurde Künstlertum bisher nur behauptet; hier ist es bis zur Aufführbarkeit der Werke «bewiesen». Und Sie brauchen das Klischee: «Wenn der Autor es nicht sagte, würde man nie auf den Gedanken kommen, daß Adrian ein Genie ist.» *Das* über einen Menschen, der bei aller Kälte und Menschenferne das Leid der Epoche trägt!

Sie haben es *fehlen* lassen, lieber Freund, was für einen Christen recht schlimm ist. Aber der Anlaß – ein bloßes Buch – war schließlich geringfügig, und ich weiß ja, wie sehr Sie im Ganzen der Mann sind, «aufzuleben», wie man hier sagt, to live up zu Ihren Verpflichtungen, und wie Sie doch auch meiner armen Existenz immer wieder (siehe die neuen Drucksachen) Ihren moralischen Anteil schenken.

Klaus wird sich, quand même, freuen über Ihre Besprechung³ seines Gide. Was freilich den Proteus und die höhere Unzuverlässigkeit betrifft, so ist Gide ja ganz ausgesprochen *Goethe*-Schüler, was Sie verschweigen. Sie sollten garnicht für Zeitungen schreiben, weil der Zeitungsleser nie weiß, wie weit Ihre Kritik eigentlich reicht. Es ist bei Ihnen wie bei Nietzsche, der sagte: «Ich wage es nicht, viel größere Namen zu nennen, aber ich *meine* sie»⁴.

Ihr *Thomas Mann*

An Kuno Fiedler

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
28. Aug. 48

Lieber Dr. Fiedler,
das ist schön, daß Sie mir wieder einmal etwas von Ihnen (oder sagt man «von sich»?) geschickt haben und gleich etwas so Herzhaftes über mein kleinstes Buch¹. Ich wäre nie darauf gekommen, es zu publizieren, aber ein Schweizer Verleger wollte ein paar Essays als Lizenz-Druck von mir bringen, und sofort sprang Bermann-Fischer ein und machte es selbst. Aus Ihrer Besprechung wenigstens hat man den Eindruck, daß es der Mühe wert war.

Es ist mir interessant, daß Sie eine unmittelbare Beeinflussung Nietzsche's durch Dostojewsky leugnen. In *einem* krassen Einzelfall aber ist solche Beeinflussung klar. N. sagt einmal, vom «Gründer des Christentums» sprechend, psychologisch gesehen sei für ihn die Bezeichnung «Idiot» am Platze. Das ist widerwärtig, aber es ist bestimmt eine Erinnerung an die Figur des Fürsten Myschkin, die Christuszüge hat, und nach der Dostojewskys Roman «Der Idiot» heißt².

Es ist mir aufgefallen, wie sehr der Tonfall Ihrer Prosa oft an Fontane erinnert. Ich lese ihn gerade wieder, seine Erinnerungen «Von 20 bis 30»³ (da ich selbst eben etwas Autobiographisches⁴ schreibe), lese ihn mit vielem Behagen und finde bei Ihnen überraschende Ähnlichkeiten des Rhythmus und der Ausdrucksweise, eine gewisse trockene Anmut und das vernünftige Vermeiden aller «Gehobenheit», die ganz Fontanisch sind, wie etwa auch die Wendung «Aber da liegt es eben». Haben Sie ihn eigentlich je mit besonderer Liebe gelesen? –

Eine unkritisch verhimmelnde Anhängerschaft habe ich nie gehabt, bin vielmehr mein Leben lang gründlich gehechelt worden und bekomme noch heute so manche Schnödigkeit zu schlucken. Aber es ist wahr, daß der «Faustus» viele Menschen zu einer Sprache bewegt, sie zu Worten greifen läßt, die sie bisher Anstand nahmen auf mein Leben und Leisten anzuwenden.

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

St. Antönien, Grb., Switzerland,
am 15. Mai 1951.

Hochverehrter, lieber Herr Doktor!

Wunderschön ist Ihr Haus gelegen, wie ich aus der Karte vom 14. April ersehe. Und einen großen Garten scheinen Sie ebenfalls zu haben. Sind die Bäume mit den großen Blattbüscheln eigentlich Agaven? Was für eine Pracht! Ich schäme mich, daß ich Sie aufgefordert habe, meine casuccia zu besichtigen. Die hat nämlich nur 30 Quadratmeter «Umschwung». Und der Feigenbaum, der alles beschattet, würde Ihnen wohl nicht sehr imponieren. Übrigens habe ich jetzt aber auch noch einen Cacchi-Baum gepflanzt und das Bambusgebüsch an der Mauer etwas ausgerodet. Aber was hilft das alles? Dreißig Quadratmeter Garten bleiben dreißig Quadratmeter Garten. Und das Haus mit seinen winzigen Zimmern macht den Fall nicht besser.

Trotzdem sehne ich mich beständig nach Purasca. Denn hier liegt noch ziemlich viel Lawinenschnee (es hat auch über Pfingsten wieder geschneit), und seit meiner Rückkehr habe ich die Grippe. Offenbar bin ich mit meinen wenigen weißen Blutkörperchen nicht mehr imstande, die kleinste Infektion zu überwinden. Aber leider muß ich versuchen, noch eine Weile mitzumachen. Denn bei 14 Dienstjahren ist die Pension auch für meine Bedürfnisse allzu niedrig. Und vor allem muß ich doch noch «das» Buch¹ erscheinen lassen, das sicher nur mit Hülfe eines hohen Druckbeitrages herausgebracht werden kann! Aber es fällt mir schrecklich schwer, auszuhalten und mein bißchen Arbeit zu verrichten, ohne daß sich jemand beklagt. Denn das Gedächtnis (das für mich so wichtig ist) versagt fortwährend, und nach jeder kleinen Anstrengung bin ich zu Tode erschöpft. Ich würde gern sagen: Das ist das Alter, aber wenn ich daran denke, daß Sie mit 75 noch den «Erwählten» geschrieben haben (und mit 76 jetzt wahrscheinlich einen neuen vierbändigen Roman beginnen), vergeht mir der Mut dazu.

Sie werden meine kurze Besprechung² des Buches wohl inzwischen erhalten haben. Und mir bleibt nur übrig, mich für die Zusendung des Buches herzlichst zu bedanken und um Entschuldigung dafür zu bitten, daß ich nicht imstande gewesen bin, meiner Freude über eine so amüsante und zugleich tiefsinnige Lektüre besser zum Ausdruck zu bringen. Ich hätte dazu wohl mehr Raum haben müssen. Aber es wäre mir auch dann noch schwer gefallen, gerade vor der Leserschaft der Volksstimme zu erklären, was an dem Werk eigentlich so spaß- und was an ihm so ernsthaft ist. Es ist, wie mir scheint, ein rechtes Buch für Theologen. Und von denen vor allem wird es denn gewiß auch – abgelehnt werden. Denn Sie problematisieren, genau genommen, ja den Begriff der Sünde und tasten damit sozusagen unsere Erwerbsgrundlage an.

Das werden Ihnen die Positiven unter meinen Kollegen nie verzeihen. Denn wenn es keine handfeste Sünde mehr geben oder wenn sie anderswo als im Bett gesucht werden soll, dann können sie einpacken. Was will es demgegenüber besagen, daß Sie beispielsweise einen Mann wie Jesus auf Ihrer Seite haben, der (Joh. 8) sogar eine auf frischer Tat ertappte Ehebrecherin in Schutz genommen hat! Jesus bedeutet für sie gar nichts mehr. Er ist durch den Christus des Dogmas völlig an die Wand gedrückt worden, – wir Liberalen haben es ja schon immer gesagt. Und wir empfehlen uns Ihnen bei dieser Gelegenheit darum bestens.

Tatsächlich könnte ich mir denken, daß Sie gerade aus den Kreisen der theologisch Liberalen diesmal besonders entzückte Kundgebungen erhalten werden. Leider habe ich selbst keine direkten Verbindungen mehr mit der liberalen Presse, aber ich will doch sehen, ob ich nicht jemand anders für den Fall zu interessieren vermag.

Daß ich Ihr Buch bei allem als durchaus religiös empfinde, brauche ich, nachdem ich es habe drucken lassen, wohl nicht erst zu wiederholen. Es ist mir vollkommen ernst damit. Alles ist Weg zu Gott, ist Mittel der Religion, – auch die sogenannte Sünde. Und daß die Heiligen fast ohne Ausnahme (siehe etwa Augustinus!), bevor sie auf ihrem «Stein» (der manchmal auch ein Bischofsstuhl war) anlangten, die «saelde» der «frow werlde» ausgiebig kennen gelernt haben, ist gewiß kein Zufall (gilt den Positiven aber fast durchgängig als solcher).

Reizend haben Sie diesmal wieder alle epischen Möglichkeiten der Fabel ausgeschöpft, – ich habe es wahrhaft genossen. Wer sagt denn, daß die Literatur langweilig sein muß? Echte Literatur erkennt man im Gegenteil gerade daran, daß sie den rohen Spannungsmitteln der Unterhaltungsschriftstellerei erst den richtigen «Effekt» gibt.

Kurzum: ich habe Ihr Buch mit äußerstem Vergnügen gelesen. Und ich warte, wie gesagt, nun auf die nächsten vier Bände. Wie wäre es da etwa mit einer bereinigten Geschichte des Hirtenknaben, Hofpagen (und Kronprinzenfreundes), Räuberhauptmanns, Frauenlieblings und Oberkönigs David, wie sie die Bücher Samuelis schon ziemlich deutlich erahnen lassen? Das war ein Mann nach dem Herzen Gottes, – mit so weit gespannten Fähigkeiten, Neigungen und Fehlern, daß es ihn eigentlich gar nicht gegeben haben kann. Kluge Juden (und Amerikaner) wären Ihnen dankbar dafür (und für die weniger klugen müßten Sie ihn eben auch ein paar Psalmen singen lassen).

Ich danke Ihnen nochmals für den «Erwählten». Und wenn Sie Zeit fänden, mir eine kleine Widmung für ihn zu schreiben, würden Sie mich vollends glücklich machen. Aber ich fürchte, Sie werden jetzt mit Geburtstagskorrespondenz überschwemmt sein. Und das erinnert mich daran, daß dieser Brief ja ebenfalls ein Geburtstagsbrief werden sollte. Er ist es äußerlich nicht geworden. Aber die ganze Zeit, während ich ihn schrieb, habe ich in meinem Innern doch die innigsten Wünsche für Sie bewegt. Und das will ich Ihnen doch wenigstens zum Schlusse noch ausdrücklich sagen. Möchte Ihr 76. Sie so tapfer und aufgeschlossen, so heiter und überlegen antreffen wie alle die vorangegangenen Jahrestage! Lassen Sie sich auch durch so fabelhafte Blender wie diesen Schwachkopf Mac Arthur die Laune nicht verderben! Er ist der Bestseller dieses Jahres. Aber Sie werden *immer* «gehen» und «gefragt

sein». Ich denke, daß das eine sehr beruhigende Erkenntnis sein muß. Kommen Sie wieder nach der Schweiz? Ich (und mancher Bessere) würden uns sehr darüber freuen. Bitte grüßen Sie Ihre Gattin, die große Ausnahme ihres Geschlechts!

Immer Ihr *K. Fiedler*

An Kuno Fiedler

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
2. Juni 51

Lieber Dr. Kauz,

so ernst und freundlich haben Sie über den «Erwählten» geschrieben – vielen Dank! Der Artikel hat mich nicht zuletzt, beinahe zuerst, gefreut als Zeichen Ihrer Aktionsfähigkeit, also wiedergekehrter oder doch wiederkehrender Gesundheit. Ich bin deswegen nie sehr verzagt gewesen, sondern habe mir immer gesagt «Der macht es schon noch wieder». Nur bin ich natürlich nicht sehr einverstanden damit, daß Sie wieder dort oben amtieren müssen. Es ist doch hart. Erhöht sich wenigstens die Pension bis zum bescheiden Auskömmlichen, wenn Sie noch einige Zeit aushalten?

Wenn Sie denken, daß ich, im Gegensatz zu Ihnen, blühe und gedeihe, so sind Sie wahnnumfangen. Seit unserer letzten Europa-Reise etwa, vorm Jahr, hat es einen tüchtigen Altersschub bei mir gegeben, und *müde* bin ich oft – daß Gott erbarm! Zu schweigen vom Kalk in der rechten Schulter, der Schmerzen macht den ganzen Arm hinunter bis in die Hand hinein, und von anderen Tribulationen, von denen ich wirklich schweige. Kurzum, der alte Leichnam fängt an, sich selber lästig zu fallen. Das ist nun so. Je mehr aber der kleinen Anmeldungen und Mementos es sind, desto ängstlicher regt sich der Wunsch, «dereinst» nicht hier in diesem dummen Boden zu ruhen, der mir nichts gegeben hat und nichts von mir weiß. Die alte Erde zieht mich mächtig an, und wenn auch keineswegs in Deutschland, das mir wildfremd geworden, so doch in der Schweiz möchte ich gern meinen Stein haben. Nur wird das sehr schwer einzurichten und abzapassen sein.

Übrigens arbeite ich, nämlich an den Krull-Memoiren, und zu dem alten Fragment sind schon etwa 150 Seiten hinzugekommen, zum Teil sehr gute und groteske; aber ob ich es wirklich fertig mache, bezweifle ich doch manchmal. Zwischenein schwebt eine historische Novelle mir vor über Erasmus, Luther und Ulrich von Hutten. Mit diesem wären wir allerdings wieder bei der Syphilis. «Daß er's nicht lassen kann!»

Der «Erwählte» ist in seiner Art eine gelungene, lustige Sache – unwiederholbar natürlich, aber man sollte nicht jedes Experiment gleich für eine «Sackgasse» halten, in der der Autor nun für immer und ewig festsitzt. Ich war schon in mancher Sackgasse und bin noch immer wieder frei zu Neuem daraus hervorgegangen. Und dann die Sprachverhunzung! Daß diese Pedanten auch gar keinen Spaß verstehen! Pedanten, Hohlköpfe, Giftnickel und Schurken, – ich finde mehr und mehr, daß das Gros der Menschen sich daraus zusammensetzt. Mehr Gutartigkeit wäre erwünscht. Sie braucht ja nicht dämlich zu sein. Im Gegenteil, die Bösartigkeit macht dämlich.

Alles Gute! Wir hoffen immer noch, im Hochsommer hinüber zu kommen.

Ihr *Thomas Mann*

An Kuno Fiedler

Erlenbach-Zürich

13. Nov. 53

Lieber Dr. Fiedler,

da ist nicht viel zu antworten und hinzuzufügen¹. Sie sind ja sehr deutlich gewesen oder gedenken es zu sein. Mit den Deutschen gehen Sie schärfer ins Gericht, als ich es heute tun würde. Diese Volksgeschichte hat ihr Unglückseliges und ihr Großes, – wir haben von Ersterem freilich mehr erlebt. Aber ist nicht jedes Geschichtsstudium eine Quelle der Melancholie? All diese dämonisch getriebenen, heroischen Lebensläufe, all dies blutige Tun und Geschehen und Ringen und Hin- und Wider Wogen, ephemere, ewig schief gehend, – wozu? Wozu? «Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere», sagt Mephistopheles² – und behält doch nicht recht gegen die Veranstaltung. Denn am Nichts ist nichts zu lieben, wohl aber immer noch etwas am leidvoll-irrsätigsten Sein.

Daß die anderen Völker die Deutschen fürchten, auch heute und gerade wieder heute, ist eine Tatsache. Ich habe darüber kürzlich zu den Hamburger Studenten gesagt³: «Täuschen wir uns nicht darüber, daß zu den Schwierigkeiten, die die Einigung Europas verzögern, ein Mißtrauen gehört in die Reinheit der deutschen Absichten, eine Furcht anderer Völker vor Deutschland und vor hegemonialen Plänen, die seine vitale Tüchtigkeit ihm eingeben mag, und die es nach ihrer Meinung schlecht verhehlt. Wir wollen nur zugeben, daß diese Besorgnis nicht ohne Fundament und Berechtigung ist. Der Traum von einem deutschen Europa spukt selbst heute, – so elend er in Hitler zuschanden geworden ist. Sache der heraufkommenden deutschen Generation, der deutschen Jugend, ist es, dies Mißtrauen, diese Furcht zu zerstreuen, indem sie das längst Verworfenen verwirft und klar und einmütig ihren Willen bekundet – nicht zu einem deutschen Europa, sondern zu einem europäischen Deutschland.»

Diesen freundlichen Rat habe ich den jungen Deutschen gegeben. Was ich sonst für Ratschläge erteilt haben soll, weiß ich nicht. Ihr Korrespondent spricht von solchen, – Ratschlägen, die ich zusammen mit Niemöller den Deutschen gegeben hätte – ich habe keine Ahnung, was er im Sinne hat. Anno 32, das ist wahr, habe ich dem deutschen Bürgertum geraten, sich politisch mit den Arbeitern zu verbinden, um die Katastrophe der «Machtübernahme» zu vermeiden. Aber der dumme deutsche Bürger entschied, man müsse Hitlern «eine Chance geben». Daß er anders entscheiden würde, war nicht mehr zu hoffen, und nie und nirgends habe ich etwas prophezeit, wie daß das Nazitum «an der Eisernen Front von SPD, Gewerkschaften und Reichsbanner zerschellen» werde. Während der tausend Jahre habe ich dann allmonatlich dieses Nazitum als die *niederträchtigste Ausgeburt der Weltgeschichte* gebrandmarkt, die es ist *und bleibt*.

Ich weiß nicht mehr, wo und in welchem Zusammenhang ich den rabiaten Anti-Kommunismus die Grundtorheit unserer Epoche⁴ genannt habe. Was ich damit meinte, war einfach, daß ja die Fernziele der Menschheit: Weltregierung, Völkerfriede, gemeinsame Verwaltung der Erde und ihrer Güter irgendwie auf Kommunismus hinausliefen, und daß die Zukunft der menschlichen Gesellschaft ohne kommu-

nistische Züge längst nicht mehr zu denken sei. Ich habe gesagt, ich nähme kein Handgeld vom Atlantic Pact-Antikommunismus, weil der Kommunismus eine *Idee* sei, die, wie entstellt auch immer durch ihre gegenwärtige Verwirklichung, sich der Menschheit immer aufs neue als Aufgabe stellen werde. Das war ein Plagiat, denn Hesse hatte gelegentlich schon dasselbe gesagt⁵.

Wie ich persönlich zum aktuellen Kommunismus stehe, wie schlecht ich mich für ihn ausgestattet fühle, habe ich in einem Vortrag «Der Künstler und die Gesellschaft»⁶ ausgesprochen. Aber ich kann Ihnen sagen: Aus Amerika kommend, einem heute so gut wie totalitären Lande mit eisernem Zwange zum Conformismus – or else –, habe ich es neulich in Italien geradezu *genossen*, daß dort jeder dritte oder vierte hervorragende Gelehrte oder Schriftsteller sich offen zum Kommunismus bekennt und für ihn politisch aktiv sein darf, ohne daß ihm das im Geringsten schadete. In Amerika werden Sie in die ökonomische Wüste geschickt, wenn ein Cousin von Ihnen vor 15 Jahren 2 Monate lang der Kommunistischen Partei angehört hat. So ungefähr. Die «Freie Welt» ist ein Beispiel für die Entleerung aller Begriffe, die heute herrscht.

Mein «fluchtartiges Imstichlassen» Deutschlands im Februar 33 haben Sie richtig dargestellt. Ich bin von München verweist wie hundertmal vorher und ohne einen Gedanken daran, daß ich nicht zurückkehren würde. Es war ja noch so, daß ich in Paris, Brüssel, Amsterdam Gast der deutschen Botschafter war. Dann, nach dem Reichstagsbrand und den Naziwahlen, fand ich mich abgeschnitten, namentlich durch die blödsinnige Presse- und Radiohetze gegen mich wegen meines Wagner-Aufsatzes⁷. Von der *unzurechnungsfähigen Betrunkenheit* der Deutschen damals macht sich Ihr junger Korrespondent⁸ kein Bild mehr. – Schwer genug ist das Exil mir gefallen, und materiell verlor ich alles. Daß es aber so kam, habe ich längst als eine weise und wohlwollende Führung von oben anzuerkennen gelernt.

In der Schweiz lebe ich heute, weil ich weder in einer russischen noch einer amerikanischen Kolonie zu leben wünsche, sondern in einem unabhängigen, traditionsmäßig neutralen Land, wo es herrliche Natur und gute Cigarren gibt. Mit Deutschland lebe ich nicht in Feindschaft, sondern besuche es von Zeit zu Zeit und bin noch jüngst in München und Hamburg mit geradezu stürmischer Herzlichkeit aufgenommen worden. Ihr Korrespondent ist da nicht ganz auf der Höhe der Situation.

Wie sollte er auch? Er sieht die Dinge aus einem engen, beklommenen Gesichtswinkel, und seinem Leiden ist viel nachzusehen. Freilich mutet er dieser Nachsicht nicht wenig zu. Daß Goethe mit seiner Bewunderung Napoléons auf die Karte der Barbarei gesetzt haben soll, ist ein starkes Stück; und kein geringeres ist die Behauptung, der «aufgeklärte Konservative» habe bei den westdeutschen Septemberwahlen seine Fortschrittlichkeit bewiesen. Gerade an Aufgeklärtheit, scheint mir, hat es da gefehlt, nämlich darüber, daß morgen Deutschland zu einem europäischen Korea werden kann, und daß die Wahrscheinlichkeit wächst, die nächste große Metzelei werde wieder von Deutschland ihren Ausgang nehmen. Gewiß werden nicht die Deutschen *allein* schuld daran sein.

Ich habe mehr geschrieben, als ich wollte, dafür aber unleserlich. Nehmen Sie vorlieb mit dem, was Sie lesen können!

Ihr *Thomas Mann*

An Kuno Fiedler

Kilchberg am Zürichsee
Alte Landstrasse 39
19. VI. 55

Lieber Dr. Fiedler,

Sie sind wohl im Tessin? So oder so werden diese Zeilen Sie erreichen. Ihr sozusagen offizielles Telegramm habe ich mit der Karte beantwortet, die sich bemüht, im Summarischen persönlich zu sein. Ihre guten Worte im Blatt habe ich später gelesen. Immer noch öffne ich Dinge, die längst hätten bedankt sein sollen. Es ist zur Zeit ein Briefschreibe- und Danksagungsdasein bei unproduktiver Lektüre, versorgtem Gewissen und, oft, gesundheitlicher Übelkeit und Müdigkeit. Zwischendurch innige Freude an der Frühsommernatur, meiner Jahreszeit. Ob ich sie noch ein paarmal erlebe? Ob sich mein Leben noch einmal zu gesetzter und weltvergessen tätiger Ordnung sammelt?

Die Schweiz hat sich rührend teilnehmend und ehrend zu meinem späten Lebensfest verhalten. Was sagen Sie dazu, daß Bundespräsident Petitpierre selbst zur Feier im C.F. Meyer-Haus nach Kilchberg kam und mit reizendem französischem Akzent eine deutsche Rede hielt? Sie ist in der N.Z.Z. erschienen. Am meisten Spaß hat mir die Ernennung durch die Eidg. Technische Hochschule, Zürich, zum Doktor der Naturwissenschaften (!) ehrenhalber gemacht. Neu, originell und witzig. Der Gedanke stammt zweifellos vom Rektor Carl Schmid, längst als geistvoller Freund meiner Arbeit bewährt.

Sehr eindrucksvoll der «Hommage de la France à T. M.», Grüße, Glückwünsche und ganze Essays von allen, ziemlich allen namhaften französischen Schriftstellern, an der Spitze Staatsmänner wie Herriot, Auriol, Mendès-France, Schumann etc. Aber auch Westdeutschland hat durch Innenminister Schröder, Th. Dehler und Ollenhauer gesprochen, eine Deputation von Kultusministern der Länder war zur Gratulation hier, und der von Schleswig-Holstein sprach mir in Lübeck seine Genugtuung über meine Reise nach Weimar aus. Lieber Freund, wenn ich mir *das* nicht hätte leisten können, so hätte ich umsonst gelebt. Natürlich war es wieder eine etwas komische Triumphfahrt von der Zonengrenze nach Weimar. Rektor und Professoren der Universität Jena kamen zur Ehrenpromotion dorthin (die «laudatio» hätte ebensogut im Westen abgehalten werden können).

Was *nicht* hindert, daß ich, unter vier Augen gesagt, sehr bald Schweizer werden werde, außer aller Zeit und Ordnung. Via Gemeinde Kilchberg, wie Sie es richtig sagten, wozu es der Zustimmung des Bundes bedarf. Sie scheint gesichert.

Aus Amerika Einladung zu einer solennen Lecture-Tour. Aber das doch lieber nicht. Übrigens war Alfred Knopf hier zu allen Veranstaltungen, und Bruno Walter dirigierte bei der Feier im Schauspielhaus die «Kleine Nachtmusik».

Ich habe viel zu lesen bekommen über das «Wunder meines Lebens». Und wirklich, ich *wundere* mich und bin dankbar für eine gnädige Führung von oben.

Ihr Thomas Mann

Anmerkungen

15. 11. 1940

- 1) Roosevelts Gegenspieler im Wahlkampf von 1940 war Wendell Willkie (1892–1944), Führer des linken Flügels der Republikanischen Partei.
- 2) Aus Tells Monolog in der Hohlen Gasse.
- 3) Angelica Borgese kam am 30. 11. 1940 zur Welt.
- 4) Thomas Mann arbeitete damals am Kapitel «Die Herren», in dem Bäcker und Mundschenk bei Joseph erschienen (V, 1333).

29. 12. 1940

- 1) F. K.: *Thomas Mann. Die vertauschten Köpfe*. Volksstimme, Jg. 36, Nr. 268, St. Gallen, 13. 11. 1940.
- 2) «... das Zeugezeug in schwül unflätiger Nacht, – das man sich voll Entzücken zeigt» (VIII, 782). Im Erstdruck steht «Entsetzen».

20. 3. 1941

- 1) Thomas Mann: *Deutsche Hörer! 55 Radiosendungen nach Deutschland*. Zweite, erweiterte Ausgabe, Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1945, S. 19–22.
- 2) Kuno Fiedler: *Schrift und Schriftgelehrte. Eine kleine Rüstkammer*. Bern-Leipzig: Verlag Paul Haupt 1942.
- 3) Alfred Fankhauser (geb. 1890): Schweizer Schriftsteller. Schrieb vor allem über religiöse und soziale Themen, später über Astrologie. Unter seinen Werken: *Das wahre Gesicht der Astrologie* (1932), *Magie* (1934); *Horoskopie* (1939).
- 4) Oskar A.H. Schmitz (1873–1931): Schriftsteller. Wohnte 1907–1915 hauptsächlich in Berlin, später in München und Salzburg. Zeitkritiker unter dem Einfluß Nietzsches. Stand dem George-Kreis nahe. Unter seinen Werken: *Lothar oder Der Untergang einer Kindheit*, Roman (1904), *Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere*, Essays (1906); *Brevier für Weltleute* (1910); *Wenn wir Frauen erwachen*, Roman (1912, 8. Auflage 1921: *Bürgerliche Bohème*); *Die Weltanschauung der Halbgebildeten* (1914); *Das wirkliche Deutschland* (1914); *Menscheitsdämmerung* (1918); *Der Geist der Astrologie* (1922); *Brevier für Unpolitische* (1923); *Psychoanalyse und Yoga* (1923); *Wespennester* (1923); Selbstbiographie: 1. *Geister des Hauses* (1925), 2. *Dämon Welt* (1926), 3. *Ergo sum* (1927); *Melusine*, Roman (1927).
- 5) Hermann Rauschning (geb. 1887): Politiker und Schriftsteller. Bis 1936 Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig. Flucht in die Schweiz, 1938 nach Frankreich, 1940 nach England, 1941 in die USA. Kämpfte in seinen Schriften gegen den Nationalsozialismus: *Die Revolution des Nihilismus* (1938), *Gespräche mit Hitler* (1940), *Die Zeit des Deliriums* (1947). Mitarbeiter von «Maß und Wert».
- 6) Armenisches Hochland. Nach hebräischer Überlieferung der Berg, auf dem die Arche Noah landete. (Hier das abgelegene Tal von St. Antönien.)

4. 5. 1941

- 1) Heinrich Manns siebzigster Geburtstag (27. 3. 1941) wurde erst am 2. 4. 1941 im Hause von Salka Viertel gefeiert. Thomas Manns Ansprache ist erstmals abgedruckt in: *Thomas Mann – Heinrich Mann. Briefwechsel 1900–1949*. Hg. von Hans Wysling, Frankfurt: S. Fischer Verlag 1968, S. 206–212.
- 2) Wohl Wilhelm II. in einer seiner Reden. In Heinrich Manns *Untertan* wird der Satz von Diederich Hessling zitiert (Hamburg: Claassen 1958, S. 156).
- 3) «Ruhm und Gegenwart» (IV, 61 f.)
- 4) Anspielung auf Fiedlers Flucht aus dem Gefängnis von Würzburg.

6. 9. 1941

1) Ferdinand Lion (1883–1965): Aus dem Elsaß gebürtiger Schriftsteller französischer Nationalität, der meist in deutscher Sprache schrieb. Von 1937 bis 1939 Redakteur von «Maß und Wert». Schrieb *Thomas Mann. Leben und Werk* (1947, erweiterte Neuauflage 1955), dazu zahlreiche Artikel über Thomas Mann. Gemeint ist hier wahrscheinlich Lions Brief vom 3. 8. 1941, der den Stempel «Nice Pl. Wilson» trägt (TMA).

2) Kuno Fiedler zeichnete seine Zeitungsartikel unter Umkehrung der Initialen mit Dr. phil. F. Kauz.

12. 9. 1942

1) Goethe, *Maximen und Reflexionen*, 1330 (Hamb. Ausg. XII, 542).

2) Steht in Thomas Manns Nachlaßbibliothek, mit Widmung vom 10. 4. 1942.

3) Kuno Fiedler: *Sicherheit Vorbedingung*. Sonntagszeitung, Jg. 16, Nr. 17, Stuttgart, 28. 4. 1935, S. 3/4 (unter dem Pseudonym Franz Krämer).

4) Thomas Mann bezieht sich wohl auf S. 187 f. von Fiedlers Buch: «[...] die Vorstellung von einem sterbenden und wiederauferstehenden Gott aus dem Isis-Osiris-Kult der Ägypter oder dem Adonismythos der Babylonier, der Gedanke des Opfers für die Sünden aus der gesamten jüdisch-heidnischen Umwelt des Apostels, die Idee der Stellvertretung aus dem griechisch-orientalischen Mysteriendienst, der Glaube an die Sühnkraft des vergossenen Blutes aus der morgenländischen Sonnenverehrung usw. usw. Nur die Zusammenschweißung dieser verschiedenen Bestandteile zu etwas relativ Originellem geht auf Paulus zurück, der als Diasporajude ja auch besonders dazu geeignet war, – – wobei ganz außer Betracht bleiben kann, ob er seine Anleihen nun unmittelbar oder, wie manche wollen, durch Vermittlung des Spätjudentums übernommen hat. Denn mit Jesus jedenfalls hat das alles nichts zu tun. Sondern es ist selbstverständlich unter christlicher Aufschrift nicht weniger heidnisch als unter irgend einer vorderorientalischen. Und wenn unsere Orthodoxen, wie sich wohl nicht bezweifeln läßt, ihr ganzes Herz daran gehängt haben, so liegt das eben daran, daß sie im Grunde dieses ihres Herzens so heidnisch wie nur möglich sind (anima naturaliter pagana). Dagegen ließe sich an und für sich auch noch gar nicht viel einwenden. Aber sie versteifen sich leider zugleich immer darauf, ihr Heidentum als das eigentliche und wahre *Christentum* auszugeben. Und das kann man ihnen – um Jesu willen – *nicht* hingehen lassen.»

5) Martin Niemöller (geb. 1892): Evangelischer Pfarrer. 1937–1945 in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald. Vgl. Thomas Mann: *Niemöller*, Deutsche Blätter, Jg. 1, H. 10, Santiago de Chile (Okt. 1943), S. 1–5.

6) Paul Tillich (1886–1965): Theologe und Vertreter des religiösen Sozialismus. Bis 1933 Lehrtätigkeit an deutschen Hochschulen, dann Emigration in die USA. Zunächst Professor am Union Theological Seminary, ab 1955 an der Harvard Divinity School. Unter seinen Werken: *Kairos* (1926/29); *Die sozialistische Entscheidung* (1933); *The Protestant Era* (1948); *The New Being* (1955); *Auf der Grenze*, Essays (1963). – Während der Arbeit am *Doktor Faustus* ließ sich Thomas Mann in theologischen Fragen von ihm beraten (vgl. Tillichs Brief vom 23. 5. 1943, hg. von Hans Wysling, Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Nr. 5, Zürich 1965, S. 48–52).

7) *Schrift und Schriftgelehrte*, S. 142: «Religion ist auf Umwandlung des Lebens und der Wirklichkeit mit Hülfe und im Sinne göttlicher Kräfte gerichtet.»

8) Die damalige Korrespondenz mit Borgese ist uns nicht erhalten.

9) Luk. 16,29: «Sie haben Mose und die Propheten; laß sie dieselben hören.»

10) Der Vortrag *Joseph und seine Brüder* (XI, 654) wurde am 17. 11. 1942 im Coolidge Auditorium der Library of Congress gehalten.

20. 8. 1945

1) Thomas Mann: *Dostoevsky – in Moderation*. Introduction to: The Short Novels of Dostoevsky. New York: Dial Press 1945 (vgl. IX, 656).

2) Thomas Mann: *Germany and the Germans*. An Address Delivered in the Coolidge Auditorium in the Library of Congress on May 29, 1945. Published by the Library of Congress. Washington: U.S. Govt. Printing Office 1945 (vgl. XI, 1126).

3) Thomas Manns Plan, Goethes Begegnung mit Ulrike von Levetzow in einer Novelle darzustellen – *Goethe in Marienbad* war nach Notizbuch 9, S. 67, deren Arbeitstitel – kam nie zur Ausführung. Am 10. 9. 1915 schrieb er darüber an Paul Amann: «Was mir vorschwebte war das Problem der Künstlerwürde, etwas wie die Tragödie des Meistertums, und hervorgegangen ist die Novelle aus dem ursprünglichen Plan, Goethe's letzte Liebe zu erzählen: die Leidenschaft des 70jährigen zu jenem kleinen Mädchen in Marienbad (nicht wahr?), das er durchaus heiraten wollte, was aber sie und seine Angehörigen nicht wollten, – eine schauerliche, groteske, erschütternde Geschichte, die ich vielleicht trotz dem (T.i.V.) noch einmal erzähle...» Die gleiche Absicht bekundete er in den Briefen vom 6. 9. 1915 an Elisabeth Zimmer und vom 4. 7. 1920 an Carl Maria Weber. Thomas Mann war immer glücklich bewegt, wenn er gewisse «mythische» Übereinstimmungen zwischen Goethes Vita und der seinen entdecken oder herbeiführen konnte. Vielleicht ist Miss Eleanor Twentyman in den *Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull* eine Cynthia rediviva.

4) Hamlet, I. Akt, 2. Szene (der König zur Königin): «Madam, come; / This gentle and unforc'd accord of Hamlet / Sits smiling to my heart.» Ein Lieblingszitat Thomas Manns.

5. 2. 1948

1) Kuno Fiedler: «*Doktor Faustus*», – *Das Buch vom deutschen Schicksal*. Volksstimme, Jg. 44, Nr. 35, St. Gallen, 11. 2. 1948, gezeichnet: Dr. phil. F. Kauz. «Mit den Meisterwerken der Literatur steht es sonderbar. Der (Don Quijote) von Cervantes ist eine künstlich in die Länge gezogene Erzählung, deren tragende Idee – die Verspottung der Ritterromane – zur Not für eine knappe Novelle ausreicht. Der (Hamlet) Shakespeares ist ein mit allerlei Füllseln und Unzugehörigkeiten vollgepfropftes Drama, das einen im Grunde höchst undramatischen Gegenstand, nämlich die nervöse Entschlußlosigkeit des geistigen Menschen, behandelt. Der (Wilhelm Meister) von Goethe ist der zerfahrene und planlose, dazu noch sehr ungleichmäßig ausgeführte Bericht einer Schmierenfahrt durch die deutsche Kleinstaaterei der Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege.

Nur die schriftstellerischen Mittelmäßigkeiten offenbar haben das Vorrecht einer korrekten Bauart sowie eines vernünftigen Sinns. Und das muß man wissen, wenn man an die Lektüre des neuen Werkes Thomas Manns herangeht. Er hat kaum je ein Buch geschrieben, das formal und inhaltlich so mißlungen wäre und in jeder Hinsicht dermaßen zur Kritik herausforderte wie dieses. Das Merkwürdige ist nur, daß man seine Einwände – ungemein berechnete Einwände! – am Schluß nahezu vergessen hat. Und wenn die Nachwelt also entscheiden sollte (die Mitwelt ist nicht befugt dazu), daß das Buch ein Meisterwerk sei, so würde man sich nicht allzu sehr darüber wundern.

Dieser sogenannte Roman zeichnet das Leben eines erdichteten deutschen Komponisten der jüngsten Vergangenheit, Adrian Leverkühns, – und zwar durch die Feder eines bescheidenen, aber seinem Helden demutsvoll zugetanen Jugendfreundes, des thüringisch-bayrischen Studienrates Serenus Zeitblom, der während des letzten Krieges und unter beständiger sorgenvoller Bezugnahme auf dessen wechselvollen Verlauf schreibt. Und schon das ist eigentlich ganz unmöglich. Es hat in Hitler-Deutschland überhaupt nicht die Möglichkeit einer solchen oppositionellen Studienratsexistenz gegeben, und auch derjenige thüringisch-bayrische Studienrat, an den der Dichter von fern dabei gedacht hat, ist in Wirklichkeit schon zu Beginn der Hitlerei abgesetzt worden, hat die Flucht ergreifen müssen, ist Schweizerbürger geworden und schreibt heute für Schweizer Zeitungen (unter anderem: für die (Volksstimme)).

Und was den neuen (Dr. Faust) anlangt, der peinlicherweise das Schicksal Nietzsches an sich wiederholt und nach einer durch Syphilis ins Fieberhafte gesteigerten musikalischen Schaffensperiode dem Wahnsinn verfällt, so ist mit Recht schon darauf hingewiesen worden, daß die Musik keineswegs als typisch deutsch gelten darf, wie der Dichter annimmt, vielmehr für die deutsche Volksseele etwas verhältnismäßig Junges und Unorganisches darstellt. Vollends aber ist dieser hochmütige und an seiner Zeit vorbeilebende Intellektuelle ganz gewiß kein Faust im Sinne des Volksbuchs oder gar Goethes. Er bleibt trotz aller treuherzigen Bemühungen seines Biographen seltsam schattenhaft, zwiespältig und unsympathisch bis

fast zuletzt. Daß er ein Genie ist, glaubt man allein auf das Wort seines wohlbeleumundeten Freundes hin, – selber merken würde man es nie (ein liebenswürdiger Durchschnittsmensch wie Hans Castorp aus dem *„Zauberberg“* wirkt entschieden überzeugender).

Hinzukommt, daß auch die tieferen Ursachen der deutschen Katastrophe von dem Dichter nur unvollkommen sichtbar gemacht werden. Dort, wo sie am deutlichsten zutage-treten, tun sie das sozusagen gegen seinen Willen. Denn auch Leverkühn und die Münchner Literaten und Künstler in seiner Nähe tragen ein gut Teil Schuld an dem, was sich an ihre verantwortungslose Geistesakrobatik angeschlossen hat.

Und das ist bei weitem noch nicht alles, was der aufmerksame Leser an Ausstellungen auf dem Herzen hat, indem er der Führung des Dichters durch das Labyrinth seines eigentümlich verfehlten Kunstbaus folgt. Dennoch, wie gesagt: er läßt sich mehr und mehr von ihm gewinnen. Und jedenfalls verliert er nicht einen Augenblick die leidenschaftliche Teilnahme an dieser pedantisch-monomanischen Schilderung. Denn nicht nur, daß sie eine sprachliche Ausdrucksfähigkeit und Schmiegsamkeit des Wortes besitzt, wie sie gegenwärtig kein Schreibender sonst zur Verfügung hat, – sie erhebt sich auch immer wieder zu glanzvollen Höhepunkten der Erkenntnis, die alle Bedenken überstrahlen. Und wenn man sich sogar vor dem letzten Viertel des Buches noch sagt: Nun müßte schon ein Wunder geschehen, um den Eindruck des Buches ins Positive zu wenden, – so erlebt man dieses Wunder dann tatsächlich. Denn gerade gegen das Ende seines Werkes hin rafft der Dichter sich zu Kraftleistungen auf, die ebenso unerwartet wie überwältigend sind. Der erstaunliche Monolog Saul Fitelbergs in Kapitel 37 beispielsweise ist eine solche Stelle. Und dann natürlich die ganze unglaublich starke Nepomuk-Episode von Kapitel 44 bis 45, – während hingegen das Schlußkapitel 47 mit dem Zusammenbruch des Helden eher befremdet oder doch unbefriedigt läßt.

Jedoch vielleicht kommt es auf Einzelheiten hier gar nicht so sehr an. Vielleicht genügt es, daß der Dichter sich als imstande erweist, alle die Fäden seines Gespinnstes noch einmal eisern zusammenzufassen, um die Wirkung des Gesamtunternehmens zu retten.

Es ist und bleibt ein fragwürdiges Buch, aber – man muß es kopfschüttelnd bewundern. Und man möchte es um alles in der Welt nicht ungeschrieben – und *ungelesen* – wissen.»

2) Ludwig Marcuse: *Der unerlöste Faust*. Aufbau, New York, 16. 1. 1948.

3) Kuno Fiedler arbeitete damals an einem Buch über die Dummheit: *Woran es liegt. Eine Kritik der reinen Unvernunft*. (Es ist nicht gedruckt worden.)

12. 2. 1948

1) «Kuno Fiedler, Herrn Dr. Kauz, dies Buch, das auch nicht wenig kauzig, unseres Wiedersehens in Flims freundschaftlich gedenkend.»

Pacif. Palisades/25. Januar 1948

Thomas Mann

2) *Faust I*, Prolog im Himmel (v. 336 f.): «Du darfst auch da nur frei erscheinen; / Ich habe deinesgleichen nie gehabt.»

3) *Faust I*, Paktszene (v. 1749): «Mir ekelt lange vor allem Wissen.»

4) *Faust I*, Eingangsmonolog (v. 372 f.): «Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, / Die Menschen zu bessern und zu bekehren.»

5) *Faust I*, Eingangsmonolog (v. 382 f.): «Daß ich erkenne, was die Welt / Im Innersten zusammenhält...»

6) Vgl. Kap. XI. des *Doktor Faustus* (VI, 119 ff. Thomas Mann stützt sich hier u. a. auf Paul Tillichs Brief vom 23. 5. 1943, hg. von Hans Wysling, Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Nr. 5, Zürich 1965, S. 48–52.)

7) *Doktor Faustus*: «Hier beobachtet man deutlich die Infiltration des theologischen Denkens durch irrationale Strömungen der Philosophie, in deren Bereich ja längst das Untheoretische, das Vitale, der Wille oder Trieb, kurz ebenfalls das Dämonische zum Hauptthema der Theologie geworden war. Man beobachtet gleichzeitig ein Aufleben des Studiums der katholisch-mittelalterlichen Philosophie, eine Hinwendung zum Neu-Thomismus und zur Neu-Scholastik. Auf diese Weise kann freilich die liberal verblaßte Theologie wieder tiefere und stärkere, ja glühendere Farben annehmen; sie kann den ästhetisch-altertümlichen Vorstellungen, die man unwillkürlich mit ihrem Namen verbindet, wieder gerechter werden.

Der gesittete Menscheng Geist aber, nenne man ihn nun bürgerlich oder lasse ihn eben einfach als gesittet gelten, kann sich dabei eines Gefühls des Unheimlichen nicht erwehren. Denn die Theologie, in Verbindung gebracht mit dem Geist der Lebensphilosophie, dem Irrationalismus, läuft ihrer Natur nach Gefahr, zur Dämonologie zu werden. –» (VI, 122 f.)

8) *Doktor Faustus*: «Die Orthodoxie selbst beging den Fehler, die Vernunft in den religiösen Bezirk einzulassen, indem sie die Glaubenssätze vernunftmäßig zu beweisen suchte.» (VI, 121)

9) *Doktor Faustus*: «Warum muß es mir vorkommen, als ob fast alle, nein, alle Mittel und Konvenienzen der Kunst *heute nur noch zur Parodie taugten?*» (VI, 180)

10) *Faust I*, Paktszene (v. 1833): «Und rings umher liegt schöne grüne Weide.»

11) *Faust II*, Klassische Walpurgisnacht (v. 7488): «Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.»

12) Die folgenden Sätze sind kein Zitat aus Fiedlers Schriften; sie sind ad hoc formuliert.

13) *Faust I*, Paktszene (v. 1772):

Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End auch ich zerscheitern.

19. 5. 1948

1) Golo Mann: *Friedrich von Gentz. Geschichte eines europäischen Staatsmannes*. Zürich und Wien 1947.

2) Peter de Mendelssohn: *Der Zauberer. Drei Briefe über Thomas Manns «Doktor Faustus» an einen Freund in der Schweiz*. Berlin und München 1948, S. 29. Thomas Mann hat in seinem Exemplar den ersten Satz am Rande angestrichen.

3) F. Kauz: *Klaus Mann, André Gide. Die Geschichte eines Europäers*. Volksstimme, Jg. 44, Nr. 96, St. Gallen, 24. 4. 1948. (Das Buch ist 1948 in Zürich erschienen.)

4) Nicht ermittelt.

28. 8. 1948

1) Thomas Mann: *Neue Studien*. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1948.

2) Nietzsche: *Der Antichrist*, Absch. 29 (Schlechta, II, 1190 f.): «Was *mich* angeht, ist der psychologische Typus des Erlösers. Derselbe *könnte* ja in den Evangelien enthalten sein trotz den Evangelien, wie sehr auch immer verstümmelt oder mit fremden Zügen überladen: wie der des Franziskus von Assisi in seinen Legenden erhalten ist trotz seinen Legenden. *Nicht* die Wahrheit darüber, was er getan, was er gesagt, wie er eigentlich gestorben ist: sondern die Frage, *ob* sein Typus überhaupt noch vorstellbar, ob er «überliefert» ist? – Die Versuche, die ich kenne, aus den Evangelien sogar die *Geschichte* einer «Seele» herauszulesen, scheinen mir Beweise einer verabscheuungswürdigen psychologischen Leichtfertigkeit. Herr Renan, dieser Hanswurst *in psychologicis*, hat die zwei *ungehörigsten* Begriffe zu seiner Erklärung des Typus Jesus hinzugebracht, die es hierfür geben kann: den Begriff *Génie* und den Begriff *Held* («héros»). Aber wenn irgend etwas unevangelisch ist, so ist es der Begriff Held. Gerade der Gegensatz zu allem Ringen, zu allem Sich-in-Kampf-fühlen ist hier Instinkt geworden: die Unfähigkeit zum Widerstand wird hier Moral («widerstehe nicht dem Bösen!») das tiefste Wort der Evangelien, ihr Schlüssel in gewissem Sinne), die Seligkeit im Frieden, in der Sanftmut, im Nichtfeind-sein-können. Was heißt «frohe Botschaft»? Das wahre Leben, das ewige Leben ist gefunden, – es wird nicht verheißen, es ist da, es ist *in euch*: als Leben in der Liebe, in der Liebe ohne Abzug und Ausschluß, ohne Distanz. Jeder ist das Kind Gottes – Jesus nimmt durchaus nichts für sich allein in Anspruch –, als Kind Gottes ist jeder mit jedem gleich... Aus Jesus einen *Helden* machen! – Und was für ein Mißverständnis ist gar das Wort «Genie»! Unser ganzer Begriff, unser Kultur-Begriff «Geist» hat in der Welt, in der Jesus lebt, gar keinen Sinn. Mit der Strenge des Physiologen gesprochen, wäre hier ein ganz andres Wort eher noch am Platz: das Wort Idiot.»

- 3) Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches*. Berlin: F. Fontane 1898. Die 5. Auflage erschien 1910.
- 4) Thomas Mann: *Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans*. Amsterdam: Bermann-Fischer/Querido Verlag 1949.

15. 5. 51

1) *Woran es liegt. Eine Kritik der reinen Unvernunft*. Unveröffentlicht (vgl. Brief vom 5. 2. 1948, Anm. 3).

2) F. Kauz: *Thomas Mann, Der Erwählte*. Volksstimme, St. Gallen, 9. 5. 1951. «In seinem «Dr. Faustus» spricht Thomas Mann sich an einer rasch berühmt gewordenen Stelle ziemlich trübe über die Zukunft des europäischen Romans aus. Und das kann man gerade von seinem Standpunkt, dem Standpunkt einer hoch getriebenen Kunst des Wortes, aus gut verstehen. Denn viel mehr, als ihm selber geschenkt worden ist, läßt sich nach dieser Richtung hin kaum noch erreichen. Und was den Romandichtern unserer Zeit (ihn mit einbegriffen) dafür fehlt – und fehlen muß –, das ist jene freie erzählerische Schöpferkraft, die nur auf der Ebene des Primitiven gedeiht und ohne die doch die tiefstnigste Psychologie, selbst wenn sie sich einer noch so reichen Formensprache bedienen darf, mehr oder weniger langweilig wirkt.

Wohlgemerkt: jene freie erzählerische Schöpferkraft ist nicht etwa gestorben. Sie findet sich im Gegenteil noch häufig – nur eben nicht auf dem Boden der eigentlichen Literatur. Im gängigen Unterhaltungsroman und dem, was man «Kolportage» nennt, da hat sie ihr Feld. Und mancher dünnblütige Literat, der nicht imstande ist, für seine Bücher auch nur eine halbwegs überzeugende Fabel zusammenzubasteln, könnte beim Anblick der nahezu unerschöpflich sprudelnden Quellen, die sich von hier aus ins Lesepublikum ergießen, vor Neid erblassen.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die sogenannte Gebrauchsliteratur der künstlerischen nun vorzuziehen sei. Denn ihr geht wieder etwas anderes ab, nämlich die Idee, d. h. der geistige Gehalt, der tiefere Sinn – um von den Mängeln des Ausdrucks noch gar nicht zu reden.

Tatsächlich gibt es zwischen den beiden Strömungen der Literatur, der oberen und der unteren, heute so gut wie keine Verbindung. Und sie läßt sich auch schwerlich schon schaffen. Hingegen besteht für die hohe Literatur immerhin ein rechtmäßiger Ausweg – der, den der Rückgriff auf frühere echte Erzählerwerke ihr bietet.

Und diesen Ausweg hat Thomas Mann selber nun bereits durch zwei Jahrzehnte hindurch mit großem Erfolg benutzt. Sein Josephsroman, seine «Vertauschten Köpfe», sein «Gesetz» sind nichts anderes als *Nacherzählungen* – und zwar solche, bei denen der oft erprobte Stoff einer mit allen Mitteln moderner Durchleuchtungstechnik arbeitenden Deutung schon von weitem entgegenkam. Es ist kein Zweifel, daß die Zusammenschweißung des Alten und des Neuen hier erlaubt war – wie daß sie geglückt ist.

Im Grunde handelt es sich bei dem soeben erschienenen Werk des Dichters («Der Erwählte») nun um den gleichen Versuch einer Wiederauffrischung halb vergessener, aber bewährter Epik durch das Mittel der Umdichtung. Und im Grunde ist auch dieser Versuch in hohem Maße gelungen.

Wenn trotzdem Widerspruch gegen ihn laut geworden ist, so liegt das vermutlich daran, daß die Vorlage des Dichters diesmal dem christlichen Legendenschatz entstammt. Es ist die Mär von dem «guten Sünder», wie sie vor 700 Jahren schon Hartmann von der Aue in seinem «Gregorius» wiedergegeben hat. Und offenbar traut man Thomas Mann nicht religiöses Gefühl genug zu, um einem derartigen Gegenstand ganz gerecht zu werden.

Allein die Sorge ist unbegründet. Der Dichter wäre von seinem Vorwurf nicht derartig angezogen worden, wenn er ihm nicht innerlich zustimmte.

Daß seine Zustimmung allerdings mit den bei ihm üblichen Vorbehalten, Einschränkungen und Verwahrungen erfolgt, darf nicht wundernehmen. Denn gerade deren schriftstellerische Geltendmachung ist es, die den Hauptreiz des Unternehmens der Wiedererzählung für ihn bildet.

Und, recht betrachtet, nicht nur für *ihn* bildet, sondern auch für den mitempfindenden Leser. Denn was einen beim Lesen der Legende entzückt und erheitert, nachdenklich stimmt und erbaut, das ist gar nicht ihr – in jeder Hinsicht reichlich übertriebener – Inhalt, sondern das ist die erstaunlich einfallsreiche, treuherzige, naive – und durchtrieben schalkhafte – Einkleidung, die er ihm gibt. Die Sage selbst von dem Sprößling einer verruchten Geschwister-

ehe, der später unwissentlich noch die eigene Mutter heiratet und zwei Töchter mit ihr erzeugt, nach Entdeckung des Sachverhaltes aber siebzehn Jahre lang auf einem rings von Wasser umgebenen Felsen Buße tut und durch Gottes Gnade schließlich zum Papst erhöht wird, ist eigentlich nur der Anlaß zu allerlei höchst lebendigen (und dem Zeitcharakter gewissenhaft angepaßten) Schilderungen, Beobachtungen, Überlegungen, die einen bis zum Ende nicht aus ihrem Banne lassen.

Der Dichter erzählt die Geschichte (die ja ganz sein «Fall» ist) im übrigen mit sehr spürbarem Vergnügen. Und er versagt sich (aber auch dem Leser) dabei keine Genugtuung. Bis zum Höhepunkt des Ganzen, der Audienz der Mutter und Geliebten beim Papst, folgt immer ein episches Glanzstück auf das andere. Und es macht gar nichts aus, daß man die Handlung natürlich längst kennt. Denn der Dichter kennt sie, wie sich herausstellt, noch viel genauer.

Schon seine alles durchdringende Anteilnahme an dem Stoff aber sollte vor dem Verdacht bewahren, daß es ihm nur um eine billige Ironisierung mittelalterlichen Wunderglaubens zu tun gewesen sei. Die Wahrheit ist, daß er das, was diesem Wunderglauben an echt religiöser Erkenntnis zugrunde liegt, vielmehr durchaus achtet, billigt und selber teilt. Und die Schlußbitte seines Sprechers an die Leser, ihn in ihr Gebet mit einzuschließen, ist insofern doch nicht nur Anpassung an den «Geist der Erzählung», sondern ein unverbindlich zaghaftes Bekenntnis zu etwas, was er auf unmittelbare Weise nicht auszusprechen wagt.»

Dr. phil. F. Kauz

13. II. 1953

1) Es handelt sich um die Antwort Fiedlers auf den Brief eines seiner ehemaligen Schüler, der verschiedenen in Deutschland über Thomas Mann umlaufenden Gerüchten zum Opfer gefallen war (vgl. Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Nr. 11, Zürich 1971, Einführung, S. 11 f.).

2) *Faust II*, 5. Akt (v. 11603): «Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.» (Mephisto.)

3) Thomas Mann: *Ansprache vor Hamburger Studenten*. das nebelhorn, Jg. 1, Nr. 4, Hamburg, 12. 6. 1953 (X, 401 f.). Thomas Mann hielt die Ansprache am 8. 6. 1953 in der Universität Hamburg.

4) In *Schicksal und Aufgabe* (Deutsche Blätter, Jg. 2, H. 7, Santiago de Chile, Juli 1944) hatte Thomas Mann geschrieben (vgl. XII, 934): «Sie sehen, daß ich in einem Sozialismus, in dem die Idee der Gleichheit die der Freiheit vollkommen überwiegt, nicht das menschliche Ideal erblicke, und ich glaube, ich bin vor dem Verdacht geschützt, ein Vorkämpfer des Kommunismus zu sein. Trotzdem kann ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt vor dem Wort Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen, die Grundtorheit unserer Epoche.» Gegen Schluß des über zwanzigseitigen Aufsatzes stellt er dem Faschismus einen eschatologischen Kommunismus entgegen, wie es ihn schon in den «religiösen Volksbewegungen des ausgehenden Mittelalters» (XII, 935) gegeben habe. In verschiedenen Zeitschriften und Tageszeitungen erschienen aus Teilen dieses Aufsatzes zusammengestellte Artikel, z. B. im «Aufbau», Jg. 2, H. 8, Berlin (Aug. 1946), S. 855–858: Thomas Mann, *Grundtorheit Antibolschewismus* (weitere Beispiele bei Bürgin, V, 573). Es wurden auch einige Broschüren dieser Art gedruckt, z. B. *Grundtorheit Antibolschewismus*. Hg. vom Zentralsekretariat der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Abt. Werbung und Schulung, Berlin 1946; *Der Antibolschewismus die Grundtorheit unserer Epoche*. Hannover: Volksdruckerei GmbH 1949. Mit einem Anhang *Thomas Mann warnt vor dem Atlantikpakt*. Flugschrift, hg. vom Parteivorstand der KPD (vgl. Bürgin, I, 73). Alle diese Montagen greifen nach bekanntem Verfahren die genehmen Sätze und Satzstellen aus Thomas Manns Text heraus; das nicht Genehme wird in der Textklitterung stillschweigend unterdrückt.

5) Nicht ermittelt. Ähnliche Äußerungen finden sich in Hesses Briefen, vor allem in jenen von 1932/33.

6) Thomas Mann: *Der Künstler und die Gesellschaft*. Vortrag, gehalten im Salzburger Mozarteum am 9. 8. 1952 und auf dem Kongreß der Unesco im September 1952 in Venedig (X, 386).

7) Thomas Mann: *Leiden und Größe Richard Wagners*. In: *Leiden und Größe der Meister. Neue Aufsätze*. Berlin: S. Fischer 1935 (IX, 363).

8) Vgl. Anm. 1.

Berichtigung zu Nr. 11 der «Blätter»

Seite 38, Anmerkung 3 zum Brief vom 16. 11. 1938:

Es handelt sich nicht um David Frankfurter, sondern um den jungen Grynspan, der in Paris ein Mitglied der deutschen Botschaft erschoss, um gegen die Behandlung der Juden in Deutschland zu protestieren.

Aufruf

In Zusammenarbeit mit dem Thomas-Mann-Archiv in Zürich sammelt das Deutsche Rundfunkarchiv (DRA), Frankfurt am Main, Tonaufnahmen (Mitschnitte auf Band, Folie usw.) von Thomas Mann. Das Deutsche Rundfunkarchiv hat bereits etwa vierzig Aufnahmen in seinem Besitz, darunter eine Anzahl von Vorträgen und Lesungen in englischer Sprache, die in der Zeit des amerikanischen Exils entstanden sind. Eine etwa ebenso große Anzahl von Thomas-Mann-Aufnahmen liegt in den Archiven der Rundfunkanstalten der Bundesrepublik.

Das Deutsche Rundfunkarchiv und das Thomas-Mann-Archiv sind bestrebt, den vorhandenen Bestand nach Möglichkeit zu komplettieren, wobei vor allem an die während der Zeit des Zweiten Weltkriegs von der Londoner BBC ausgestrahlten Radiosendungen «Deutsche Hörer!» gedacht ist, von denen trotz aller Nachforschungen bislang jegliche Spur fehlt. Wir bitten deshalb alle, die Sendungen von Thomas Mann privat mitgeschnitten haben, uns Kopien solcher Schnitte zur Verfügung zu stellen. Ausgenommen hiervon sind Aufnahmen aus dem Bereich der Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland nach 1949 sowie des Schweizer Radios nach 1947, da diese lückenlos vorhanden sein dürften.

Sachdienliche Angaben werden erbeten an:

Deutsches Rundfunkarchiv,
D-6000 Frankfurt am Main 1, Bertramstraße 8
zu Händen von Herrn Ernst Loewy